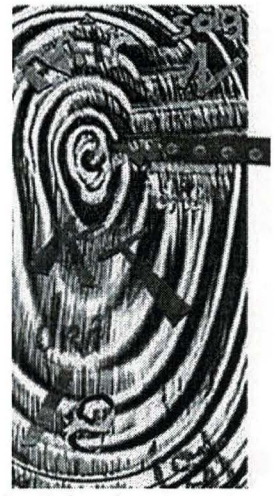
Sprachlese

****

Wer schenkt schon Gehör?



VON DEN GROSSEN VIER der Kommunikation - Sprechen, Schreiben, Hören, Lesen - hat das Hören die geringste Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Zu Unrecht: Denn es gibt nichts, was das Gehirn vielfältiger aktiviert, was in den Zeitgeist inniger verwoben ist und uns schlimmeren Zumutungen unterwirft.

Kannst du nicht hören? wird dem trotzigen Kind zugerufen. Unerhört! Das gehört sich nicht! Wer nicht hören will, muss fühlen! Da hat sich im Hören jener Sinn erhalten, der im übrigen ins Gehorchen, in den Gehorsam, ins Verhör abgewandert ist: Sprechen hiess befehlen, und hören hiess befolgen - so war das immer, wo Häuptlinge, Diktatoren, Kasten regierten, also fast überall in der längsten Zeit der Geschichte. Dass eigentlich nur die Obrigkeit das Sagen habe (wie wir enthüllend formulieren), hat noch Friedrich Rückert als Lebensregel aufgestellt:

Du hast zwei Ohren und einen Mund;
Willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören und
Wenig darauf sagen.

Und noch wenn wir arglos rufen: «Das Buch gehört mir!», haben wir eine verspätete Anleihe beim Gehorchen gemacht - denn ursprünglich sprach der Herr zum Knecht: «Du gehörst mir», und das hiess: Meinen Befehlen hast du zu lauschen! Der Hörende war der Hörige, eines anderen Eigentum.

Es war die Demokratie, ob in Athen, London oder Appenzell, die das Sprechmonopol der Tyrannen brach: Nun durften alle Bürger reden, und das Hören hatte aufgehört, ein Gehorchen zu sein. Wer unsere Parlamente als Schwatzbuden verspottet, wie dies gern geschieht, dem fehlt der Sinn für das schöne Signal, das all diese Buden geben: Die Einheit von Sprechen und Befehlen ist zerbrochen.

Freilich hat das Fernsehen die meisten von uns dazu verführt, aufs Reden zu verzichten und aus dem Hören wieder unsere Hauptbeschäftigung zu machen, in halb freiwilliger Hörigkeit. Aber die nächste Wende ist schon im Gange: Wer am Computer sitzt, benutzt weder den Mund noch die Ohren, sondern tummelt sich in einer stummen Welt der optischen Signale, die dem Jubeln so wenig wie dem Seufzen noch eine Chance lässt.

Da wird denn auch eine der kompliziertesten Leistungen unseres Gehirns nicht mehr abgerufen: die Verwandlung eines Zurufs in die Handlung, die daraus folgen soll. Es ist fast unglaublich, was sich unter unserer Schädeldecke alles abspielt, wenn das Ohr, zum Beispiel, von der Frage eines Fremden im Strassenlärm die Silben aufnimmt: «. . . sagen, wo die . . . thedrale ist?»

Der Befragte verwandelt diese Luftschwingungen in Nervenerregungen um und leitet sie zunächst zum Zwischenhirn. Das prüft die akustischen Signale, ob sie Lust, Unlust, Wut, Erschütterung oder Angst auslösen und ob demnach eines der Programme in Gang gesetzt werden muss, die dort gespeichert sind: Angst - Adrenalin - Flucht oder Kampf! Beim hier gewählten Zuruf: keine Reaktion - Durchlassen ins sensorische Sprachzentrum in der Grosshirnrinde.

Hier werden zunächst die durch den Strassenlärm verstümmelten Wörter zu jenem Lautbild zusammengesetzt, das der Fragende vermutlich meinte: «Können Sie mir sagen, wo die Kathedrale ist?» Den so bereinigten Schall vergleicht das Sprachzentrum mit den dort gespeicherten Wortbildern; der Speicher meldet: Alle Wörter bekannt. Nun erst dringt die Frage ins Bewusstsein und kann auf ihren Sinn abgeklopft werden: Weiss ich eigentlich, wo die Kathedrale ist? Und soll ich die Frage etwa wörtlich nehmen und folglich mit «Ja!» beantworten?

Natürlich nicht. Nachdem das Zwischenhirn Entwarnung gegeben und die Grosshirnrinde das Schallbild komplettiert, identifiziert und auf das mutmasslich Gemeinte übertragen hat, kann ich nun antworten: «Einen Kilometer geradeaus, dann sehen Sie sie.» So vielfältige Aktivität, eine solche Bereitschaft zu schöpferischer Mitgestaltung wird vom Zuhörer schon bei einer einfachen Frage erwartet.

Wenn das Zuhören uns so viel abverlangt - kann es uns wundern, dass es so selten ist? Fast alle Menschen reden lieber. Wer von einer Reise heimkehrt und vor Mitteilungsdrang birst, muss nichts häufiger erleben, als dass es keinen gibt, der seinen Bericht wirklich hören will. Auch der «Feiertag zum Anhören fremder Argumente», den der polnische Satiriker Karol Irzykowski sich wünschte, ist bis heute nicht eingeführt.

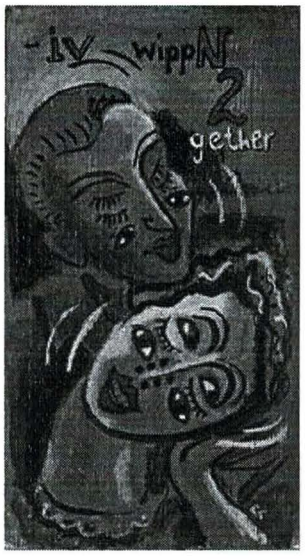
Berufszuhörer haben es unter diesen Umständen zu Ansehen gebracht: Psychoanalytiker, Beichtväter, Telefonseelsorger; und die Chance des Kriminalbeamten, dass der Verdächtige ein Geständnis ablegt, besteht nicht zuletzt in dessen Gefühl: «Endlich hört mir mal jemand zu.» Die meisten Worte aber, die einen Hörer suchen, verhallen unverstanden. Wer spricht, ist oft einsamer, als er glaubt: Er will, dass ein Mensch ihm Gehör schenkt, aber zum Partner hat er allein das eigene Sprechgeräusch. Oder in Zukunft das Tacken der Tasten.

Wolf Schneider

Sprachlese

****

Die Wahrheit über die iv-Sprache



NUR AKUSTISCH hat Yves Saint Laurent mit jenem iv zu tun, das wir als Abzeichen modischen Sprechens und Schreibens würdigen sollten: Es verbindet das Kreative interaktiv mit dem Innovativen, doch ohne das Kommunikative wäre alles nichts.

Es waren die Werbeagenturen, die ein Wort über den deutschen Sprachraum ausstreuten, das der Duden noch 1966 als «veraltet» eingestuft hatte: Kreativität. Die Werber mit den verkäuflichen Ideen putzten sich zu «Kreativen» auf, mit einem «Creative Director» an der Spitze, dem schöpferischen Direktor - nicht zuviel für jemanden, dem ein Spruch wie «Nicht sauber, sondern rein» eingefallen war; und da natural history nicht natürliche Geschichte, sondern Naturgeschichte heisst, sollten wir in diesem Menschen nicht so sehr einen schöpferischen Direktor als vielmehr eine Art Direktor der Schöpfung sehen. Wie schön für ihn.

Schöpfer, Erschaffer, Urheber, Erzeuger - das ist der creator im Englischen wie in den romanischen Sprachen: einer, der etwas in die Welt setzt. Also sind Eltern in höherem Grade creators als Werbetexter; die meinen ja gar nicht Schöpfertum, sondern den Umstand, dass sie hoffentlich Einfälle haben, Ideen, Phantasie. Die drei Silben dieses farbigen griechischen Wortes, das schon im 14.Jahrhundert ein deutsches wurde, werden nun von der «Kreativität» überrollt, denn sie spreizt sich in fünf Silben, kommt direkt aus New York und lässt sich falsch verwenden - die idealen Voraussetzungen für die Geburt eines Modeworts.

Wenn eine Zeitschrift, die früher eine Bastel-Ecke hatte, heute einen «Kreativ-Teil» anbietet, so hat sie ihren Tribut an die Mode immer noch im Rahmen der Sprachvernunft entrichtet, denn Bastler bringen ja etwas hervor. Was aber wäre das «kreative Amerika-Erlebnis», mit dem ein Reiseveranstalter lockt? Und was eigentlich sollen wir tun, wenn eine Polstermöbelfirma uns «Lust auf kreatives Wippen» machen will? Und welcher Spielraum bleibt uns, wenn ein Computerhersteller uns verspricht: «200 Symbole lassen Ihrer Kreativität freien Raum»? Da geht es weder um Schöpferkraft noch um Phantasie; da geht es um gar nichts - dies aber auf pompöse Weise. Hohlprosa, aus Amerika importiert, um Produkte zu verkaufen, die vielleicht nicht einmal innovativ sind.

Wozu man freilich wissen müsste, was «innovativ» bedeuten soll. Das Adjektiv leitet sich von der Innovation her, die zuerst Ende der sechziger Jahre in deutschen Wörterbüchern auftauchte, als Synonym für «Neuerung» und mithin leicht entbehrlich. Doch lugt aus der Neuerung die Silbe «neu» so dreist hervor, dass man an eine durchschlagende Verbesserung, ja eine bahnbrechende Erfindung denken könnte. Wie nun, wenn ein Produzent sein altes Gerät nur mit zwei neuen Knöpfen und einer bunteren Verpackung versehen hat? Dann ist es «innovativ» - neu also in einem Grade, den auf deutsch klarzustellen er sich genieren würde.

Bezeichnet sich ein ganzes Unternehmen als innovativ (und nichts liest man häufiger), dann ist es also, zu unser aller Überraschung, auf Neuerungen eingestellt. Wenn aber eine Versicherung mit «innovativen Tarifen» wirbt, hat sie die Mode überreizt: Jeder liest da heraus, dass er offenbar mehr blechen soll.

Ob er nun draufzahlt oder kündigt: interaktiv handelt er in jedem Fall. Nur würde er das nicht so nennen: Denn dieses iv-Wort haben die Fernseh- und Computer-Experten gepachtet. Betrugsversuche wie das Innovative enthält es nicht, auch schief verwendet wie das Kreative wird es nicht - ein Modewort von der harmloseren Sorte also, indessen immer noch mit dem Anspruch auftretend, dass es in einschlägigen Texten aufzutauchen habe und etwas Neues sage. Nicht doch - interaktiv ist jede Theateraufführung seit Jahrtausenden. Wenn das Publikum den Komödianten das Gelächter verweigert, verändert sich ihr Spiel; und nun kann ich also per Computer Pizza ordern, falls es mir ein Anliegen ist, interaktiv zu sein.

Dies um so eher, je kommunikativer ich bin. Womit wir bei jenem iv-Wort wären, das den Innovationsgehalt Null besitzt. Natürlich haben sich unsere Ahnen am steinzeitlichen Lagerfeuer extrem kommunikativ verhalten - doch welcher Kreativität der Kommunikationswissenschaft bedurfte es, um ihr Palaver mit dieser fünfsilbigen Missgeburt zu schänden! Was geschieht nun gar, wenn ein deutscher Grossverlag ans Ende einer Tagung «ein kommunikatives Get Together» stellt, wie es auf Bütten heisst? Man steht also noch zusammen, ein Glas in der Hand, und zweierlei wüsste man gar nicht ohne diesen sprachlichen Höhenflug: dass man wirklich together ist und dass man dabei tunlichst nicht in feindseligem

Schweigen verharren sollte; das wäre ja ein unverzeihlicher Mangel an Interaktivität.

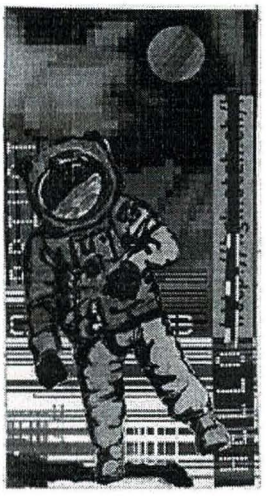
Wunder der Sprache! Ein kleines kreatives Wippen, und schon perlen ihnen die modischen Silben von den Lippen, geeignet, uns übers Ohr zu hauen oder auf bombastische Weise nichts zu sagen. Wörter, die Gedanken weder voraussetzen noch nach sich ziehen; die ewige Wiederkehr des Gleichen, von Nietzsche ersonnen und in der iv-Sprache praktiziert.

Wolf Schneider

Sprachlese

****

Geisterfahrer auf der Datenautobahn



WIR WERDEN SIE VERMISSEN, die Welt der alles in allem wohlgeordneten Informationen, die uns halfen, uns auf der Erde leidlich zurechtzufinden. Ihr Untergang zeichnet sich ab, die Anarchie der Worte kriecht heran, Mr. Gorsky ist unser Zeuge.

Wer sich seinen Mitmenschen mitteilen wollte, der war bis zum Siegeszug des Buchdrucks auf einen sehr kleinen Kreis angewiesen: der Häuptling auf seine Horde, der Volkstribun auf die paar tausend, die seine Stimme allenfalls erreichte, der Dichter auf die wenigen Besitzer seines Pergaments. Seit aber Bücher und Zeitungen zu Millionen gedruckt werden, war die Ausbreitung des eigenen Wortschwalls noch immer ein Privileg: Man musste ja einen Verleger, Lektor, Redaktor finden. Wenn der kleine Mann - der, für den kein Drucker sich erwärmte - sich über seinen Freundeskreis hinaus Gehör verschaffen wollte, so musste er schon nach London fahren und sich im Hyde Park auf eine Kiste stellen.

Bis gestern. Heute beginnt eine Revolution über uns hereinzubrechen, die alle Beschränkungen der Redefreiheit ebenso hinwegfegt wie das plausible Mass an Ordnung, das bisher in allen Mitteilungen herrschte. Im Internet, im weltumspannenden Verbund der Freunde und Narren des Computers, kann jetzt jeder zu Millionen sprechen - wie schön; aber nichts und niemand liefert uns mehr ein Indiz, was davon wir glauben sollen.

Erst dabei wird uns klar, bis zu welchem Grade es der Absender war, der uns inmitten der Sturmflut der Worte Orientierung bot. Vertrauenswürdiger Politiker, demokratische Behörde, renommierte Zeitung: Wir glauben, was die uns wissen lassen. Propagandaminister, Lobbyist, Revolverblatt: Wir glauben wenig oder nichts. Roman: Wir wissen, dass er das Fabulieren zur Kunst erhoben hat. Ein neues Mittel gegen Krebs? Finger weg - bis nicht eine angesehene Wissenschaftszeitschrift es als seriös bezeichnet.

In solcher Einschätzung der Absender, der Filter, der Mittelspersonen mag uns durchaus dieser oder jener Irrtum unterlaufen sein; doch der Informationsstrom war reguliert, etikettiert und alles in allem berechenbar. Und genau dies fehlt auf der internationalen Datenautobahn: Jeder Teilnehmer kann sie befahren, jeder beliebig viel Nebel auf ihr verbreiten oder Giftfässer auf die Reise schicken, und ob ich ihm glauben kann, verrät sein Computer-Code mir nicht.

Das ist es, was etliche Kommunikationswissenschafter an Mr. Gorsky beunruhigt - so harmlos sich der Fall auch anlässt. Da geistert also seit einigen Monaten die Behauptung um die Erde, Neil Armstrong, der erste Mensch auf dem Mond, habe nach seinem berühmten Satz «Das ist ein kleiner Schritt für einen Menschen, aber ein gigantischer Sprung für die Menschheit» noch einen zweiten gesprochen, nämlich: «Und nun viel Glück, Mr. Gorsky.» Und auf all die Fragen, die sich da aufdrängen, hat der Unbekannte selbstverständlich eine Antwort parat.

Warum hat niemand auf der Erde diesen Satz gehört? Weil die Nasa ihn geistesgegenwärtig abgeschnitten hat. Gibt die Nasa das denn heute zu? Natürlich nicht. Und warum sollte Armstrong einen solchen Unsinn geredet haben? Weil es nicht nur Unsinn war. Was war es dann? Eine Kindheitserinnerung, Armstrong selber habe das im letzten Juli zugegeben. Was für eine Erinnerung? Nun, dem kleinen Neil war sein Ball in den Nachbargarten gefallen, zu den Gorskys, und während er ihn holte, hörte er aus dem offenen Schlafzimmerfenster Frau Gorsky schreien: «Das kannst du erst mit mir machen, wenn der Nachbarsjunge auf dem Mond spazierengeht!» Und da habe eben er, Armstrong, vom Mond aus dem Mr. Gorsky viel Glück gewünscht.

Nun hat Präsident Clinton im Februar ein Gesetz unterzeichnet, wonach die Verbreitung anstössiger Texte oder Bilder auf der Datenautobahn verboten ist. Aber was ist anstössig, «indecent»? fragt die «New York Times». Ein Notruf für Aids-Kranke? Ein Heiratsmarkt für Körperbehinderte? Und wie steht's mit dem Schlafzimmervergnügen des Mr. Gorsky, fragen wir - wo es doch so dezent erzählt worden ist, und noch dazu auf dem Mond, und vermutlich erlogen?

Nein, ein Problem der Moral liegt hier nicht vor. Vielmehr lupft der Gorsky-Scherz mit scheinheiliger Beiläufigkeit den Vorhang vor einem Drama der ungeheuren Chancen, Risiken und Verwirrungen. Wenn das einstige Privileg, die Massen zu erreichen, sich demokratisiert, wenn jeder Mensch auf Erden sich an jeden und im Extremfall an alle wenden kann - dann heisst das auch: Ein Witzbold, der ein paar Millionen Mitmenschen eigentlich nur erheitern wollte, stürzt vielleicht

eine Regierung.

Jeder Wirrkopf, bisher auf sein Dorf beschränkt, kann Unsinn bis nach Australien streuen, jeder Fanatiker, bisher durch Journalistenboykott oder durch Sperrklauseln an öffentlichem Wirken gehindert, kann mit einem guten PR-Berater zur halben Menschheit sprechen.

Natürlich: Neue Ordnungskräfte werden sich herausbilden, Institutionen werden auf den Plan treten, die sortieren, filtern und Vertrauen auf sich ziehen wie bisher eine grosse Redaktion. Aber daneben wird reichlich Platz bleiben für die Schmeissfliegen der Lüge und die Hornissen des Wahnsinns, und verscheuchen können wird sie keiner mehr.

Wolf Schneider

NZZ FOLIO
DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Sprachlese

Nur wer stolpert, schläft nicht ein

«HABE ICH SCHON GESAGT, dass die Fähigkeit, uns zu wundern, das einzige ist, was wir brauchen, um gute Philosophen zu werden? Wenn nicht, dann sage ich das jetzt: Die Fähigkeit, uns zu wundern, ist das einzige, was wir brauchen, um gute Philosophen zu werden.»

Diese struppige Passage ist dem Bestseller «Sofies Welt» entnommen, der Philosophiegeschichte von Jostein Gaarder, die in eine Erzählhandlung eingebettet ist. Die hartnäckige Wiederholung hat eine doppelte Funktion: Sie erleichtert es dem Leser, sich die Aussage einzuprägen, und noch vorher hat sie als Stolperstein gewirkt - hoppla, was ist denn hier passiert! Zweimal hintereinander dasselbe, das stösst unsere Gewohnheit um.

Und eben diese Störung erhöht die Durchblutung des Vorderhirns, wie der in Kanada lehrende Literaturwissenschafter David S. Miall 1995 nachgewiesen hat. Der kalkulierte Verstoss gegen eingerastete Erwartungen ist ein vorzüglicher Kunstgriff für jeden, der seinen Worten Aufmerksamkeit verschaffen will, ob er Journalist, Werbetexter, Lehrer oder Pfarrer ist oder ob die Umstände ihn zwingen, eine Tischrede zu halten.

Kalkulierter Verstoss, darauf kommt es an. Einen Weg über lauter Stolpersteine beschreitet keiner gern; die Kunst besteht darin, die Steine in Abständen zu placieren, die geeignet sind, den Spaziergänger am Träumen zu hindern, den Zuhörer am Abschweifen, den Leser am Einschlafen. Wer pausenlos seine Erwartungen bedient findet, der nickt vielleicht dann und wann, aber über kurz oder lang nickt er ein.

Was brachen die Teilnehmerzahlen? Die Erwartung ist eindeutig: alle Rekorde. Wie hast du geschlafen? Wie ein Murmeltier. Der langen Rede welcher Sinn? Der kurze. Womit hat er das Kind ausgeschüttet? Mit dem Bade. Das kennen wir alles, das plätschert vorüber, das strapaziert uns nicht, wie schön; aber es stimuliert uns nicht, wie schade. Lauschen wir einem Soziologen, so wird er alternative Lösungsansätze oder multikulturelle Aktivitäten thematisieren, und kein Politiker wird es versäumen, sich den unabdingbaren Herausforderungen der Zukunft entschlossen zu stellen. Ja doch, ja!

Wer uns als Leser oder Hörer gewinnen will, schuldet uns dann und wann die kleine Überraschung, das mutwillige Herausspringen aus den allzu ausgefahrenen Gleisen und die leichte Anspannung im Vorderhirn, die daraus folgt. Wer in der Sache etwas Aufregendes mitzuteilen hätte, der brauchte sich um die Form nicht zu sorgen - etwa wenn der Tischredner zur Silberhochzeit verkündete, das Jubelpaar habe soeben die Scheidung eingereicht. Den meisten Rednern oder Schreibern aber bleibt nichts, als sich der Form zu bedienen, wenn sie gelegentlich eine kleine Unruhe in das Gewohnte tragen wollen.

Sprachschablonen zu meiden ist dabei die Mindestforderung. Die Winterstarre des Murmeltiers kann nach den ersten siebenmal siebenhunderttausend Schlafperioden Leser und Hörer nur noch zum Gähnen bringen; wem also nichts Besseres einfällt, der behellige das Murmeltier nicht länger und habe einfach tief geschlafen. Aber erlaubt wäre es natürlich und eine höhere Form der Kunst, sich interessant zu machen, wenn einer geschlafen hätte wie eine Beutelratte; damit wäre, bei Wahrung der zoologischen Korrektheit selbstverständlich, eine Schablone zerbrochen, ein uraltes Bild mit neuem Leben aufgeladen, ein kleiner Stolperdraht gespannt. Das Spiel mit den allzu abgegriffenen Bildern lässt sich gar noch verfeinern, indem man sie auf den Kopf stellt: Da behauptet einer über einen Zeitgenossen, er habe versucht, aus seiner Mördergrube ein Herz zu machen, und im Ersten Weltkrieg schrieb Karl Kraus in einer scheinheiligen Naturbetrachtung, die Pilze schössen mal wieder wie die Munitionsfabriken aus dem Boden.

Eine ziemlich zuverlässig einschläfernde Wirkung geht von der konstanten Bosheit, der goldenen Mitte, dem bitteren Ernst, dem strengen Stillschweigen aus - jenen Zwangs-Ehen zwischen einem Substantiv und einem Adjektiv, deren Scheidung seit Jahrzehnten überfällig ist. Unter den Eigenschaftswörtern könnte man es mit jenen bildhaften versuchen, die jeder versteht, aber kaum einer noch verwendet: vierschrötig und bärbeissig, duckmäuserisch und hasenherzig. Robert Walser sagt den Reichen nach, ihre Herzen seien «kalt, weit, geheizt, gepolstert und vernagelt»; und wie schön, wenn Ramón Pérez de Ayala seinen Helden «scharf und sieghaft schnarchen» lässt.

Ein fruchtbares Feld (nicht ein «weites»: das ist längst abgeerntet durch Theodor Fontane und Günter Grass) sind frisch

ersonnene Vergleiche, wenn sie denn treffen wie neulich im «Spiegel»: Es gebe Kapitäne, die von Navigation so viel verstünden «wie der Fisch vom Stäbchen». Die Mittel sind unzählig und stellen sich ein, wenn man nur den Zweck bedenkt: Hin und wieder rütteln muss ich jeden, auf den ich mit Worten wirken will. Das haben auch jene amerikanischen Firmen verstanden, in denen man das Schild hängen sieht «Learn from mistekes!» Ja, aus Fählern lernen, das sollten wir alle, habe ich das schon gesagt? Wenn nicht, dann sage ich es jetzt: Aus Vehlern lernen sollten wir.

Wolf Schneider

Sprachlese

****

Der Bevölkerung aufs Maul geschaut

«DER GESETZGEBER SOLL DENKEN wie ein Philosoph, aber reden wie ein Bauer.» Das hat der grosse deutsche Rechtslehrer Rudolf von Ihering gesagt, der 1845 ordentlicher Professor in Basel war. «Wer auf seinem Grund und Boden fremdes Vieh antrifft, ist deswegen noch nicht berechtigt, es zu töten» - so schlichte bäuerliche Sätze wurden 1811 in Österreichs Allgemeines Bürgerliches Gesetzbuch geschrieben und stehen darin noch heute.

Nun liegt den Schweizern ein Entwurf zur Reform der Bundesverfassung von 1874 vor, und von bäuerlicher Rede hält der nichts. In Artikel 7 zum Beispiel heisst es: «Niemand darf» (was niemand darf, erfahren wir 21 Wörter später; zunächst geht es weiter:) «insbesondere wegen seiner Herkunft, seines Geschlechts, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner sozialen Stellung oder wegen seiner religiösen, weltanschaulichen oder politischen Überzeugung» (und schon kommt es, was niemand darf:) «diskriminiert werden.» Ein Satz, so recht geeignet, Deutsch lernende Ausländer in Verzweiflung und Simultandolmetscher in Panik zu stürzen, denn erst mit dem vorletzten Wort wird klar, wie wir den Satz verstehen sollen; und auch Leser deutscher Muttersprache wären nicht böse, wenn sie sich nicht per Springprozession zum Sinn des Satzgebildes zurückarbeiten müssten.

Auch ist der Text so formuliert, als ob er nur das Besondere meine, das Allgemeine aber nicht, und diese schiefe Gewichtung wird noch dazu mit dem bürokratischen Blähwort «insbesondere» eingeleitet, wo es doch «vor allem» oder «besonders» heissen könnte. So hat denn jener «Folio»-Leser völlig recht, der mit seinem Gegenvorschlag erstens die Gewichte geraderückt und uns zweitens den Salto rückwärts erspart (vom Schluss her hinein in die Bedeutung!): «Niemand darf benachteiligt werden - weder wegen Herkunft, Geschlecht, Rasse, Sprache, sozialer Stellung noch wegen seiner religiösen, weltanschaulichen oder politischen Überzeugung.» Und schon die Bundesverfassung von 1874 hatte recht. Da begann Artikel 4: «Alle Schweizer sind vor dem Gesetz gleich.» Zunächst also wird das Allgemeine in einem simplen, kraftvollen Hauptsatz ausgedrückt, und dann folgen die Einzelheiten: «Es gibt in der Schweiz keine Untertanenverhältnisse, keine Vorrechte des Orts, der Geburt . . .»

1996 aber regiert überall die Angst vor dem kernigen Satz, die Lust an der Verschachtelung. Wer Zuwendungen ausländischer Regierungen entgegennimmt, sagt Artikel 46, ist nicht wählbar - ach nein, so sagt er es nicht; vielmehr: ist «als Mitglied von Bundesbehörden und als Bediensteter oder Bedienstete des Bundes sowie als Mitglied kantonaler Regierungen und Parlamente» nicht wählbar; 18 Wörter also, die alle hätten angehängt werden können, zwischen die Hälften des Prädikates geklemmt, wie die deutsche Grammatik es leider erlaubt.

Auch über die Wahl einiger Begriffe wird man stutzen dürfen. In der Präambel des Entwurfs sind es «Volk und Stände», die sich die Verfassung geben. In Artikel 2 aber wahrt die Schweiz nicht mehr die Rechte der Eidgenossen wie 1874 und auch nicht die des Volkes, sondern der Bevölkerung; ähnlich wie nach Artikel 48 die Armee «die Schweiz und ihre Bevölkerung» verteidigt. Bevölkerung also. In der alten Verfassung kam das Wort nicht vor, und ein paar Tücken hat es auch.

«Bevölkerung» ist ursprünglich ein Vorgang, das Gegenteil jener «Entvölkerung» nämlich, wie sie einst der DDR drohte, so dass Ulbricht 1961 die Mauer bauen liess; eine Wiederbevölkerung Ostdeutschlands ist noch nicht in Gang gekommen. Den Philosophen ehrt es, wenn er aus den Wörtern noch ihre Urbedeutung heraushören kann, Bauern wiederum haben mit viersilbigen Abstraktionen auf -ung meist wenig im Sinn, und alle Stillehrer sind mit ihnen im Bunde. Bevölkerung als Synonym für Volk zu verwenden ist also etymologisch bedenklich und stilistisch ein Rückschritt.

Dagegen wird vorgebracht, Bevölkerung sei eben nicht dasselbe wie Volk, sondern umfasse zusätzlich die im Lande ansässigen Ausländer. So gesehen, wäre es sehr höflich, dass auch ihr Schutz zum Verfassungszweck erhoben werden soll. Nur hätte man dann besser gleich von «allen Bewohnern» gesprochen - denn die Sprache macht eine solche Unterscheidung zwischen Volk und Bevölkerung nicht mit. Das Volksvermögen heisst eben nicht Bevölkerungsvermögen, obwohl es das Vermögen aller an einer Volkswirtschaft beteiligten Personen, mithin auch der ansässigen Ausländer, ist, und wenn ein Politiker sich auf «weite Kreise der Bevölkerung» beruft, so meint er nur die, die ihn wählen können, also das Volk.

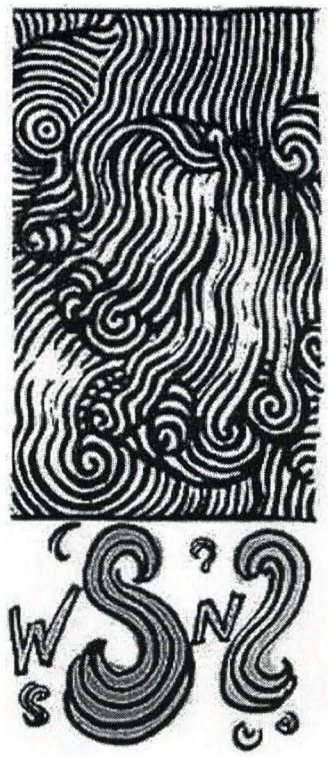
So dominierte denn vermutlich, Insider bestätigen es, bei der Wortwahl «Bevölkerung» eine Scheu vor dem Pathos, das im «Volk» mitschwingt, eine Konzession an den Zeitgeist. «Volk» ist nicht mehr bevölkerungstümlich. Schade - da doch die Leipziger 1989 mit ihren Transparenten «Wir sind das Volk» die DDR erschütterten; schade auch, weil ein Volk, das sich eine solche Verfassung gibt, sich eigentlich nicht vor sich selber zu genieren braucht. Hätte doch an dem Entwurf einer mitgearbeitet, der ein Herz für Martin Luther oder Johann Peter Hebel hat! Er hätte der Bevölkerung aufs Maul geschaut, und das Volk hätte es gemocht, oder umgekehrt.

Wolf Schneider

Sprachlese

****

Um dem Kaiser seinen Bart



DEKLINATION ist ja mühsam und folglich nicht mehr modern. Hier ein n anhängen und da ein s - kann man das nicht einfach bleiben lassen? Kohl-Berater, Clinton-Katze liest man in der Zeitung allenthalben, zweimal das s durch einen Bindestrich ersetzt. Wie praktisch und wie chic! «Schumacher liess Ferrari-Kollege hinter sich», stand 1996 in der «Frankfurter Allgemeinen» - ist das nicht ein Fortschritt gegenüber dem gespreizten «seinen Ferrari-Kollegen», das die Grammatik fordert, aber wie lange noch? Wenn der Verein «Rettet dem Dativ» nicht wirksam gegensteuert, wird der Kasus sterben und vielleicht nur noch bei Wilhelm Busch zu finden sein: «Man hört nichts weiter von Paulinen als: Döppe, ich verachte Ihnen!»

Lange vor dem Dativ aber wird der Zeitgeist uns des Genitivs berauben. Im Althochdeutschen ist er verwurzelt, Reste davon haben sich in einzelnen Sprachinseln der Walser erhalten wie in Bosco-Gurin im Tessin: «Gib mr es Gläsli desch» (dessen), sagen dort noch ein paar alte Leute. Im Mittelhochdeutschen stand der Genitiv bei haben, besitzanzeigend. «Eines Rosses haben», schrieb Walther von der Vogelweide («Ich han nicht rosses, daz ich dar gerite»), und so noch bei Luther, der aus dem Korinther-Brief übersetzte: «Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht . . .»

Die Evangelische Kirche beider Deutschland hat das 1984 revidiert. Nun hätten wir die Liebe nicht - vor allem nicht mehr die zum Genitiv. In den meisten Mundarten war er ja nie populär, «dem Müller sein Kind» hiess immer die volkstümliche Ausdrucksweise. Im 18. Jahrhundert nahm der Genitiv einen letzten Anlauf, seinen Einfluss zu vergrössern: Goethe schrieb einerseits «trotz dem Wolkengraus», andererseits «trotz aller deiner Hoffnungen und Träume», obwohl das Trotzen eigentlich allen Hoffnungen hätte gelten müssen. Die Deutschlehrer haben dann bei trotz und dank den Genitiv propagiert, in Anlehnung an «kraft seines Amtes» und «seitens der Regierung», dieses Arm in Arm mit anderen bürokratischen Präpositionen wie mittels, zwecks, behufs und ausweislich.

Mit denen kann der Genitiv in der Tat keine Sympathie gewinnen; so wenig wie mit den Kaskaden der Abhängigkeit, wie Juristen und Funktionäre sie mit seiner Hilfe herzustellen lieben: «Die Aufhebung der Massnahmen der erhöhten Einsatzbereitschaft der Organe des Ministeriums für Staatssicherheit» im Osten, im Westen «Der Vergleich der Regelungen des Lastenheftes der Firma Müller und des Entwurfs von § 9 der Auftragsbedingungen für Neubauvorhaben der Firma Meier».

Auch lässt sich nicht bestreiten, dass vielen Genitiven etwas Pathetisch-Altväterliches anhaftet: sich einer gewissen Verwunderung nicht entschlagen können, wie Thomas Mann es liebte, «des Widerrates nicht gedenk» bei Stefan George, bei Robert Walser, ironisch gebrochen: « . . wessen ich meine Leser im voraus vergewissern möchte». Andrerseits kennzeichnet der Genitiv oft ein gehobenes, aber keineswegs verschrobenes Deutsch: sehenden Auges, stehenden Fusses, sich angesichts des Todes eines Besseren besinnen, kein Aufhebens machen um dessentwillen.

Schliesslich gibt es Genitive, denen auch ihre Verächter kaum entrinnen können. Weshalb und deshalb sagen sie natürlich, währenddessen oder meines Wissens. Beim Erachten freilich fallen viele in die Grube: Mehr als die Hälfte derer, die es verwenden, sagen «meines Erachtens nach», sie türmen also einen falschen Dativ auf den richtigen Genitiv, sie hören gar nicht mehr, dass mit «meines Erachtens» alles gesagt ist und sie, falls sie ihr nach unterbringen wollen, «nach meinem Erachten» sagen müssten.

In diese Mischung aus Unsicherheit und Abneigung ist eine Mode eingebrochen, die, aus Hamburg kommend, die meisten Journalisten deutscher Sprache erfasst hat, bis hin nach Graz und Appenzell - die Grammatik zu ohrfeigen und den Genitiv förmlich zu erwürgen. «Die Witwe von Komponist Mancini» liest man da und «der Schwiegersohn von Deutsche-Bank-Chef Hilmar Kopper», oder dass der Politiker X die Probleme von Vorgänger Y übernommen habe. Von Vorgänger! Darf man hoffen, dass es da immer noch ein paar Lesern den Magen umdreht, auch wenn sie in der «Weltwoche» längst «den Überschüssen Herr werden» und die NZZ sich «den Gästen annimmt»? Und auch wenn in der

Schweiz, in Anlehnung an «Ende Mai», die Floskel «Ende Jahr» gebräuchlich ist, die in Deutschland als falsch gilt?

Wehmütig erinnert man sich da der goldenen fünfziger Jahre. 1952 brachte Friedrich Dürrenmatt «Die Ehe des Herrn Mississippi» und 1955 den «Besuch der alten Dame» auf die Bühne, und 1956 hiess das Drama von Eugene O'Neill bei der deutschen Erstaufführung wirklich «Eines langen Tages Reise in die Nacht». Nicht mehr lange, nehmen wir mal an. Lange Reise von Tag in Nacht, das wär's doch. Auf eines schönen Kasus Reise in den Tod indessen trinken wir es «Gläsli desch», notfalls in Teufels Küche.

Wolf Schneider

Sprachlese

****

Gedownsized und entlassen

DIE GLOBALISIERUNG wäre ja nicht halb so schmerzlich, ginge sie nicht in allen hochentwickelten Staaten mit outsourcing und downsizing einher. Hartnäckig geistern diese drei Wörter durch den Wirtschaftsteil der Zeitungen und unsere Chefetagen, obwohl alle drei irreführend, zwei noch dazu hässlich, überflüssig und perfide sind.

Die Globalisierung begann im Jahre 1522 damit, dass die «Victoria» des Magallanes die erste Umrundung der Erde beendete. Die Ausbeutung auch der fernsten Weltgegenden durch die europäischen Kolonialmächte war damit eingeleitet; nur dass damals keiner von Globalisierung sprach. Das Wort Globus (lateinisch für Kugel, Ball und Klumpen) bürgerte sich erst im 17. Jahrhundert ein, und zwar für ein kugelförmiges Pappmodell der Erde; seit etwa 1800, zuerst bei Schiller belegt, soll es auch die Erde selbst bedeuten.

In den letzten Jahrzehnten wurde das Adjektiv global zum Liebling jener Leute, die gern von sich behaupten, mit ihrer politischen Verantwortung oder ihrer Marketing-Strategie umspannten sie die ganze Erde; und seit einigen Jahren sehen wir uns nun, sprachlich wie ökonomisch, der Globalisierung ausgesetzt, die in keinem Wörterbuch verzeichnet war. Sie soll die totale Verflechtung der Weltwirtschaft benennen, eine andere als die, die einst von Portugiesen und Spaniern eingeleitet worden war: Nun findet die Ausbeutung wechselseitig statt - nicht nur die der Armen durch die Reichen wie im Kolonialzeitalter, sondern auch die der Reichen durch jene, die endlich nicht mehr arm sein wollen.

Eine Erscheinungsform davon ist das outsourcing, die Verlagerung möglichst grosser Teile der Produktion in Länder mit niedrigeren Löhnen. Auslagern könnten wir das nennen, was nicht nur eine völlig treffende Übersetzung wäre, sondern noch dazu ein gewachsenes Wort von leidlichem Klang und nicht eine bürokratische Missgeburt, die in keinem Wörterbuch vorgesehen ist und selbst für amerikanische Ohren hässlich klingt. Russell Baker, berühmter Kolumnist der «New York Times», schrieb im April: «Wenn man vierzig Tage und vierzig Nächte einsam im Zimmer sässe und zu erraten versuchte, was outsourcing bedeuten soll - wie hoch wäre die Chance, dass einem dazu der Tycoon einfiele, der seine Mitarbeiter feuert, um von der Billigarbeit in andern Ländern zu profitieren?»

Doch eben damit ist der Reiz des Wortes im deutschsprachigen Management erklärt. Denn zum einen kann nichts so abscheulich sein, dass unsere Global-Strategen es nicht köstlich fänden, wenn es nur frisch über den Atlantik schwappt, und zum anderen geniessen sie denselben Vorzug wie ihre amerikanischen Kollegen: Das Wort tarnt den brutalen Tatbestand.

Was beides auch für das downsizing spricht, den siamesischen Zwilling des outsourcing, eine Verschleierungsvokabel wie dieses, in keinem Wörterbuch verzeichnet und ebenfalls von bedeutender Hässlichkeit in allen Weltsprachen. Size ist der Umfang, die Grösse, down heisst hinab, down-size also: die Grösse hinunterschrauben - eine etwas umständliche Ausdrucksweise für einen Vorgang, den die Amerikaner reduce oder diminish und die Deutschsprachigen «verkleinern» nennen könnten, falls sie nicht direkter sagen wollen, was sie wirklich meinen: möglichst viel Personal entlassen, mit Hilfe des outsourcing und im Dienst der Globalisierung natürlich. Downsizing ist das Zauberwort für die Produktion von Millionen Arbeitslosen, und wenigstens die findet im eigenen Lande statt (offenbar weil es schwer wäre, sie auch noch outzusourcen).

Es mag ja alles sein: Der Globalisierung können wir nicht entrinnen, das Auslagern ist Teil einer oft unumgänglichen Überlebensstrategie, und niemand weiss so leicht ein Rezept, wie die Massenentlassungen vermieden werden können, die aus alldem folgen. Wenn die grossen Strategen sich doch nur sauberer Begriffe bedienten, um das Angestrebte und vielleicht manchmal auch Unvermeidliche auszudrücken! «Sag's geradeheraus, Freund», müsste man ihnen entgegenhalten, schreibt Russell Baker. «Komm' mir nicht mit downsizing und outsourcing, sondern sprich mit mir in schlichtem Englisch, unserer Muttersprache, möglichst in Wörtern mit einer Silbe.»

Böser sagt es Dilbert, eine Comic-Figur des Zeichners Scott Adams, die in kurzer Zeit 800 amerikanische Zeitungen erobert hat. «In den letzten drei Jahren bin ich gleich zweimal gedownsized worden», sagt Dilbert, und sein Urheber hat nach ihm das «Dilbert-Prinzip» benannt: Danach vollzieht sich der Aufstieg eines Managers pausenlos im Zustand der

Inkompetenz, anders als beim bekannten «Peter-Prinzip», wonach jeder so lange aufsteigt, bis er sein individuelles Unfähigkeitsniveau erreicht hat; die Fähigkeiten, die er demnach vorher entwickelte, spricht Dilbert ihm ab.

Das ist natürlich schrecklich übertrieben, und nichts gegen Manager, die das Mögliche tun, um die Globalisierung zu überleben. Aber es sollte erlaubt sein, klares, schlichtes Deutsch von ihnen zu verlangen, zum Zweck des insourcing von Wahrheit und des upsizing von Muttersprache.

Wolf Schneider

NZZ FOLIO
DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Sprachlese

Von Zwecken und Dampfhühnern

IN ATLANTA haben sie frischen Aufwind bekommen, die Anleihen bei der Sprache des Sports. Statt am Ball zu bleiben, schoss der Politiker ein Eigentor, wofür der Präsident ihm die rote Karte zeigte; er warf jedoch nicht das Handtuch, sondern er bewies Nehmerqualitäten und verbat sich weitere Schläge unter die Gürtellinie. Trotzdem endete er «unter ferner liefen . . .» Wer Karriere machen will, teilt mit, dass er in den Renngalopp zu fallen wünscht, die schnellste Gangart des Pferdes. Und was wäre das Internet ohne die, die in ihm oder durch es surfen?

Von jeher haben wir unsere Metaphern, die Übertragungen eines Wortsinns in eine ihm ursprünglich fremde Sphäre, dem entnommen, was uns gerade beschäftigt: die Stichprobe den Hochöfen des 16. Jahrhunderts, die Fundgrube und den Raubbau der Bergmannssprache. Wir geben Gas nicht nur im Auto, und müde Geschäfte werden noch immer «angekurbelt», obwohl das bei Autos seit mehr als siebzig Jahren nicht mehr nötig ist. Für unsere zahlreichen militärischen Metaphern ist ein Friedensprozess nicht absehbar: Da wird noch immer vorgeprescht und in die Offensive gegangen, und Verkaufskanonen führen keine Rückzugsgefechte.

Solch spielerischer Umgang mit der Sprache hat auch Schwachsinn hervorgebracht und tut dies noch. Die Übertragung kann allzu gekünstelt sein, so, wenn Rilke reimte:

Da bohrte sich mit wonnewilder
Kraft
Aus deines Herzens weissem
Liliensamen
Die Feuerlilie der Leidenschaft.

Die Vermengung von Metaphern wiederum - eine Lieblingsbeschäftigung von Journalisten und Politikern - erzeugt meist unfreiwillige Komik: «Der Platzhirsch musste Federn lassen» oder «Mit dem habe ich noch ein ernstes Huhn zu rupfen».

Solchen Risiken steht die Chance gegenüber, dass die Metapher unsere Ausdrucksmöglichkeiten radikal erweitert. Da tauchte plötzlich nicht nur ein Frosch auf, sondern auch eine Idee, da begriffen wir nicht nur Holz, sondern auch einen anderen Standpunkt; da lösten wir nicht nur Schmutz, sondern auch Probleme. Aus alten Wörtern neuen Sinn herauszulocken ist die typische, oft die einzig mögliche Art, unvermutete Erfahrungen ins Wort zu bannen und blosse Ahnungen zu Begriffen zu verdichten, also die Grenzen des Sagbaren hinauszuschieben.

Wie sehr die Sprache von Metaphern durchdrungen ist, auf welchen verschlungenen Wegen da so manches Wort von Bedeutung zu Bedeutung hüpfte, das machen wir uns selten klar. Das Bureau war ursprünglich ein grober Wollstoff, dann auch der Schreibtisch, der damit bespannt war, dann der Raum, in dem die Schreibtische stehen, schliesslich der Arbeitsplatz derer, die die Schreibtische benutzen, die Kanzlei; und Bürokraten sind keineswegs Menschen, die über Wollstoffe herrschen.

Ihre wichtigste Rolle spielt die Metapher dort, wo sie und nur sie das Neue sagbar macht. Wie hätte der mährische Augustinermönch Gregor Mendel das Gesetz benennen sollen, das er entdeckte? Kühn übertrug er darauf ein Wort, das seit Jahrtausenden nur juristisch verwendet worden war: vererben. Wie sollte man den qualmenden Schienenwagen taufen, für den gelehrte Herren später den hässlichen Namen «Lokomotive» erfanden? Dampfross sagten die Leute. Und mit der Metapher Dampfhuhn (steam chicken) versuchten nordamerikanische Indianer das Zeug, mit dem sich der weisse Mann nun auch noch in die Luft erhob, sprachlich zu bewältigen.

Dampfross und Dampfhuhn haben sich nicht durchgesetzt, wie schade. Ob eine Übertragung Chancen hat, weiss man erst hinterher. Goethe irrte sich, als er 1831 Eckermann belehrte: «Wie kann man sagen, Mozart habe seinen "Don Juan" komponiert! Als ob es ein Stück Kuchen oder Biskuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt!» Erfolgreich wie im 19. Jahrhundert der Komponist war im 20. Jahrhundert der sky scraper, Himmels-Schaber, Wolkenkratzer, 1908 in New York geprägt, als das 187 Meter hohe Singer Building in eine Dimension vorstiess, für die man das Wort Hochhaus als zu schwach empfand.

Viel Erfolg sollten wir einer Metapher wünschen, die um den Globus geht, seit der sowjetische Sputnik 1957 das Zeitalter der Raumfahrt eröffnete: Raumschiff Erde. Nun konnten wir ja auf Fotos sehen, was wir bis dahin nur theoretisch gewusst hatten - dass die Erde eine Kugel ist, eine unter Billionen im All und noch dazu eine verhältnismässig kleine. «Raumschiff», da tritt die Begrenztheit unseres Planeten als Bild in zwei Silben vor uns hin, da fühlen wir uns eher als durch Proklamationen aufgerufen, vielleicht nicht mehr so grossklotzig mit der alten Erde umzugehen. Da ist etwas von dem erreicht, was Erhard Eppler, jahrzehntelang der strategische Denker der SPD, in einem Buch von 1992 vermisste: die Fähigkeit, für die Probleme unseres Überlebens die angemessene Sprache zu finden.

Ja, sie vermögen viel, die Wörter. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, dass der Reisszweck im Zentrum der Schiessscheibe des Armbrustschützen zum Zweck überhaupt geworden ist und unsere Philosophen befähigt, dem Endzweck des Universums nachzugrübeln. Und da sollte eine zündende politische Metapher zwecklos sein?

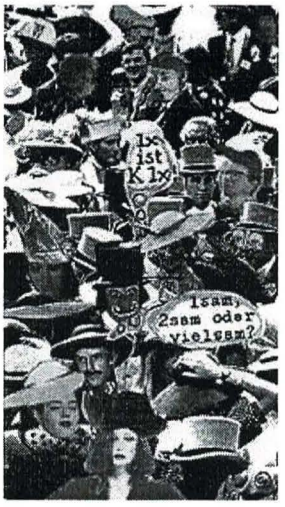
Wolf Schneider

NZZ FOLIO
DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Sprachlese

****

Zweisam, bauchlos und verschmust



WER IST VOR ALLEM SPORTLICH, gutaussehend, humorvoll und sinnlich, im Einzelfall aber auch parkettgängig, versonnen und umzugsbereit? Es sind die Männer, die in der Hamburger Wochenzeitung «Die Zeit» eine Frau suchen. Die in der NZZ dasselbe tun, sind nach ihrer Selbstauskunft in erster Linie gutaussehend, humorvoll und gebildet - sportlich erst an zwölfter, sinnlich an siebzigster Stelle, hinter charismatisch, bauchlos und euro-phil.

So geht es jeweils aus einer Samstagsausgabe von 1996 hervor und mag also Zufall sein. Jedoch: Mit einer Wortschatz-Analyse des Heiratsmarkts der führenden Regionalzeitungen in denselben Städten kombiniert, des «Hamburger Abendblatts» und des «Tages-Anzeigers», entsteht ein Korpus aus weit über tausend Nennungen von 240 Eigenschaften, die die Suchenden teils sich selbst zuschreiben, teils sich bei dem oder der andern oder für die Ehe wünschen, von abenteuerlustig bis zweisam - und das ergibt durchaus eine aussagekräftige Momentaufnahme dessen, was im Norden wie im Süden des deutschen Sprachraums in Ehren steht bei denen, die ihren Ehewunsch der Zeitung anvertrauen.

Zweisam: seltsames Adjektiv, vom Duden als «selten» eingestuft, zusammen mit Zweisamkeit aber in allen vier Blättern die bei weitem häufigste Beschreibung, wie sich Mann und Frau die Ehe wünschen. Dass die nicht aus weniger als zweien bestehen kann, würde ja der Erwähnung nicht bedürfen. Sollte «zweisam» also heissen: Keine Kinder, bitte (kinderlieb ist eine Eigenschaft, die sich nur knapp vor tierlieb behaupten kann) - mindestens aber keine Wohngemeinschaft mit der Schwiegermutter? Eher ist Zweisamkeit wohl der Gegenpol zu der Einsamkeit, die ein Ende haben soll.

Oft scheint eine gewisse Scheu vor einer Wortwahl vorzuliegen, die aus der Mode ist oder auf mangelnde Emanzipiertheit deuten könnte; zumal in der «Zeit». Das Wort treu, selten überall, ist dort verpönt, nett ebenso (was sich sonst im Mittelfeld bewegt), erst recht kuschelig (Favorit im «Hamburger Abendblatt», auch in der NZZ dreimal ausgelobt) und verschmust (beliebt in den beiden grossen Regionalzeitungen). Dafür hat die «Zeit» den bei weitem grössten Anteil an attraktiven Frauen, ihrer Selbstdarstellung zufolge.

Doch auf diesem Wortfeld - attraktiv (125 Nennungen), gutaussehend (76), vorzeigbar (19), ansehnlich (11) - spielt sich eine der Tragödien ab, die in den Inseraten schlummern. Denn nur 49 Männer suchen eine attraktive Frau, aber 99 Frauen rühmen sich, attraktiv zu sein! Unscharfe Wortwahl - schiefe Selbsteinschätzung - oder Verwerfung auf dem Heiratsmarkt? Sollte es ein Überangebot an weiblicher Schönheit geben, auf die sich keine männliche Nachfrage richtet?

Auch die Eigenschaft humorvoll ist nicht zum Lachen. In allen vier Blättern ist sie die erste, die die Frau vom Mann erwartet, 71mal. Aber nur 35 Männer sprechen sich Humor zu; sich als gutaussehend und sportlich zu beschreiben ist ihnen wichtiger. Und dass die Frau, die sie suchen, ihrerseits humorvoll sein sollte, kommt nur 12 Männern in den Sinn. Wie lässt sich da auf lustige Ehen hoffen?

Das ärgste Missverhältnis offenbart sich in der akademischen Bildung. 52 Männer, die mitteilen, dass sie sie haben, suchen nur 25 Frauen, die sie ebenfalls besitzen sollten; gutes Aussehen und Intelligenz ist den Männern wichtiger. Das ginge ja noch. Aber 66 bekennende Akademikerinnen sind nur an 8 Akademikern interessiert! Humor sollen die Männer haben, intelligent und attraktiv sollen sie sein! Eine Verbesserung der Heiratschancen geht mit einem Studium also offensichtlich nicht einher; ein Akademiker ist für die Zweisamkeit genug.

Manchmal staunt man über die Verengung des Marktes, wie sie durch allzu detaillierte Vorstellungen zustande kommt: «Äusserlich bist Du der Typ Dora Carrington» (liest man im «Tages-Anzeiger»), «bis ca. 1,70 gross; ein Touch von Nonkonformismus, Spontaneität nebst latentem Hang zum dolce far niente würden mir liegen . . .» Wenn nun dieser Hang nicht latent, sondern offenkundig wäre - hätte der Typ Dora C. dann alle Chancen verspielt? Auch über jene Anzeigen wird man stutzen dürfen, in denen Männer Frauen suchen, die lernwillig, und solche, die konfliktfähig sind (in jeder der vier Zeitungen) - ohne dass einer der Männer sich selber eine dieser Eigenschaften zuspräche. Der Mann lehrt, die Frau lernt; der Mann macht Ärger, die Frau soll ihn ertragen: Nur so eigentlich kann man das lesen.

Aber genug der Analyse. Wer durch den Wald der Inserate schlendert, kann sich auch ganz anderen Eindrücken öffnen:

den Selbstbezichtigungen beispielsweise (eigenwillig, unordentlich, bissig und frech) oder der unverhüllten Sinnenfreude (siebenmal lüstern, nicht jedoch in der NZZ). Er findet die Schüchternen und die Verletzlichen, die Empfindsamen und die Romantischen; er wird eingelullt in Häuslichkeit, Beschaulichkeit, Gemütlichkeit und Charme. Ja ihm ist, als schwömme er durch einen Ozean betörender Eigenschaften: Warmherzig und feinfühlig sind diese Menschen, musikalisch und poetisch, geistreich und weltoffen, stilvoll, charakterstark und souverän. Und dies ist alles wahr, jedenfalls in gewisser Weise - als Ausdruck des redlichen Ringens um jene Worte nämlich, die das eine Wort herbeizaubern sollen: das zweisame Ja.

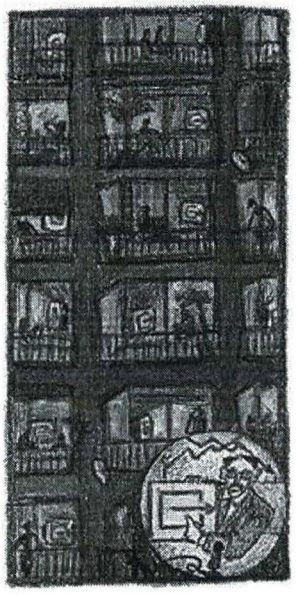
Wolf Schneider

NZZ FOLIO
DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Sprachlese

****

Ausgehen ist angesagt



«AUSGEHEN» GEHÖRT zu den Wörtern, die den deutschlernenden Ausländer zur Verzweiflung treiben. Ob wir ausgehen (ins Theater) oder leer ausgehen (in der Lotterie), ob das Licht ausgeht oder der Schnapsvorrat oder ein Prozess (nämlich zum Beispiel glimpflich für den Angeklagten), ob alle Staatsgewalt vom Volke ausgeht oder ob ein Politiker davon ausgeht, dass die Konjunktur sich beleben, die Kriminalität sinken, die europäische Währung kommen wird - all das wird durch dieselben Silben ausgedrückt. Kein Wunder also, dass wir keine Ahnung haben, was der Politiker gesagt hat, wenn er gesagt hat, dass er fürs nächste Jahr von einem ausgeglichenen Haushalt ausgeht. Alles und nichts hat er gesagt, und das gefällt ihm ungemein: keine Floskel verwendet er lieber.

Geht er also beispielsweise von einer sinkenden Arbeitslosenquote aus, so möchte er, dass wir die Gewissheit heraushören, die in der Redensart beschlossen sein kann, wie beim Volk und der Staatsgewalt. Der ungeheure Reiz dieser hartnäckigen Ausgeherei liegt nur eben darin, dass dasselbe Wort nicht weniger als vier schwächere Bedeutungen hat, und auf jede kann der Politiker sich berufen, wenn die Arbeitslosenquote mal wieder nicht gesunken ist.

Mit vollem sprachlichem Recht darf er erstens behaupten, er habe keine Prognose stellen, sondern nur seine Entschlossenheit ausdrücken wollen, das Mögliche gegen die Arbeitslosigkeit zu tun. Dies würde ihm freilich den Vorwurf mangelnder Tatkraft oder Fortune zuziehen. Also könnte er zweitens geltend machen, er habe nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit im Sinne gehabt: Ich vermute, ich erwarte, ich nehme an, dass die Arbeitslosenquote sinken wird. Ich muss aber, drittens, nicht einmal vermutet haben: vielleicht habe ich ja nur gehofft - wie der Lottospieler auf den Millionengewinn, den er gleichwohl nicht für wahrscheinlich halten kann. Als letzte Zuflucht eines Menschen, der mit möglichst pompösen Worten am liebsten überhaupt nichts gesagt haben möchte, bleibt schliesslich viertens: Er habe «Wenn ich mal davon ausgehe, dass . . .» gemeint, eine von einem halben Dutzend Möglichkeiten habe er angeleuchtet - wie könne man ihn nur so missverstehen! Ja: Es ist schön, dass einer, der überhaupt nichts versprochen hat, auch nichts Falsches versprochen haben kann.

Solche kalkulierte Verwirrung der Wählerschaft lässt sich noch steigern, indem der Politiker langfristig davon ausgeht, dass . . . Mit dieser Standartvokabel wird ein Wortsinn, der ohnehin wenig grösser ist als Null, noch einmal halbiert. «Langfristig» kann nämlich dreierlei heissen: ab sofort auf lange Zeit, oder an einem fernen Zeitpunkt beginnend, auf lange Zeit, oder an einem fernen Zeitpunkt beginnend, auf kurze Zeit; ja aus den drei Bedeutungen werden sechs, wenn ein Superschlauer geltend machte, er habe nie gesagt, das es übermorgen weniger Arbeitslose gebe, sondern nur, dass er übermorgen davon ausgehen werde, dass irgendwann die Arbeitslosenquote sinkt.

An den Journalisten wäre es, diesen Bedeutungsknäuel zu entwirren, dem Politiker also, falls er sich der Presse stellte, mit spitzen Fragen auf den Leib zu rücken: «Prophezeien Sie? Vermuten Sie? Hoffen Sie? Oder meinen Sie ein blosses "Mal angenommen, dass . . ."? Und ab wann und für wie lange, bitte?» Ist aber keine Nachfrage möglich, so bestünde immer noch die Chance, der Verschwommenheit der Rede durch die Verweigerung von Druckzeilen oder Sendezeit gerecht zu werden.

Aber ach! Die meisten Journalisten, sie sind nicht so. Im Drang der Geschäfte, im Dauerbad der Routine geht die penible Recherche, die kritische Distanz allzu oft verloren. Die Presse neigt dazu, den Politiker mit seinen nebulösen Redensarten davonkommen zu lassen. Er muss nicht einmal jonglieren mit den vier oder fünf Bedeutungen seines Lieblingswortes, denn man fragt ihn nicht.

Wie selten die Sprachanalyse auf dem Programm der Journalisten steht, sieht man an einem Missbrauch, den sie selber treiben, im deutschen Sprachraum flächendeckend seit Jahrzehnten: Da wird angesagt. So hiess es in der «Sonntagszeitung» über die Zürcher Street Parade vom August: «Mitmachen ist angesagt». Angesagt waren in derselben Ausgabe aber auch «Kultur» und «Mässigung der Geschwindigkeit».

Das ist bemerkenswert in zweifacher Hinsicht. Wenn wir davon ausgehen, dass die Floskel einmal gut gewesen wäre, so müsste sie doch nach den ersten fünfmal hunderttausend Verwendungen jedem Freund der Sprache auf die Nerven

gehen, wie jene Beamten, Banken und Ganoven, die uns erbarmungslos «zur Kasse bitten». Doch viel schlimmer: Schon vom ersten Tage an war die Floskel schlecht. Sie ist ja ein anonymer Imperativ, eine Bevormundung aus unbekannter Quelle, sie versteckt das, worauf alles ankommt: Wer hat denn das Mitmachen «angesagt» - der Veranstalter? Eine zuständige Behörde? Oder die Redaktion in eigener Regie?

Sich hinter wabernden Redensarten verstecken und in Kauf nehmen oder gar anstreben, dass sie Verwirrung stiften: Da ist Misstrauen angesagt. Möge es denen, die solche Phrasen in Umlauf setzen, übel ausgehen, wenigstens langfristig.

Wolf Schneider

Neue Zürcher Zeitung NZZ FOLIO Format NZZ NZZ SWISS REVIEW

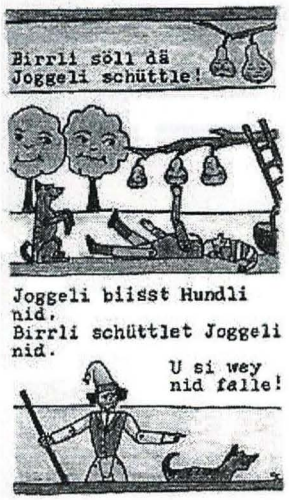
[Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ Buchverlag | Swiss Review of World Affairs]

NZZ FOLIO
DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Sprachlese

****

Den Briefträger biss der Hund



«DIE MEISTEN KINDER haben in Frankreich Ausländerinnen.» Wer das als Überschrift in der «Frankfurter Allgemeinen» las, verstand entweder überhaupt nichts (was ihn ehrte), oder er verstand, dass französische Kinder überwiegend mit Ausländerinnen versehen werden (von wem und wozu auch immer), oder nach einigem Grübeln vermutete er, dass Ausländerinnen kinderreicher als Französinnen sind - was der Dichter offensichtlich hatte sagen wollen, aber nicht sagen können; denn er hatte seinen Satz mit dem Objekt begonnen, dem man bestenfalls am Schluss ansah, dass es nicht das Subjekt war.

Wer so schreibt, verletzt unsere sämtlichen Hör- und Lesegewohnheiten. Natürlich halten wir das erste Substantiv im Satz für das Subjekt. «Fritz hat Otto geohrfeigt» - da kann nur Fritz ausgeteilt und Otto eingesteckt haben. «Sportliche Erfolge haben in Atlanta» (nicht die entscheidende Rolle gespielt? Nein:) «die deutschen Athleten im Schwimmen erzielt», meldete der Bayerische Rundfunk. «Zwei tschechische Schleuser und acht Türken stellten in einer Gemeinschaftsaktion Bundesgrenzschützer aus Ebersbach» - verkehrte Welt, in der «Sächsischen Zeitung» beschrieben.

Es ist unter Journalisten grassierender Unfug, möglichst viele Sätze mit dem Objekt zu eröffnen, auch dann, wenn keine Deklinationsform zur Verfügung steht, die das erste Hauptwort sogleich mit dem Warnschild «Das Subjekt bin ich nicht!» versieht. Im Dativ haben wir diese Formen immer: Den Sportlern, der Frau, dem Kind ist nichts vorzuwerfen; das viel häufigere Akkusativobjekt aber lässt sich in der Mehrzahl der Fälle nicht deklinieren. Nicht im Plural: Die Schüler prüfen ihn - die Schüler prüft er. Auch in der Einzahl nicht bei weiblichen und sächlichen Substantiven: Diese Frau - mag sie ihn oder mag er sie? Jenes Kind - schreit es, oder schreie ich es an?

Selbst wenn wir jedoch durch Deklination das Objekt sogleich kenntlich machen können, brauchen wir einen guten Grund, die natürliche Erwartung unserer Leser zu verletzen. «Den Anfang machte der Abgeordnete Müller», das ist übersichtlich, «Diesen Preis werden wir nicht zahlen», das ist legitim. «Den Briefträger biss der Hund» dagegen wäre eine Albernheit.

Woher dieser Ehrgeiz so vieler Journalisten, das Pferd beim Schwanz aufzuzäumen? Es ist ja richtig, dass man den Leser durch Wechsel im Satzbau erfrischen sollte - aber gibt uns die Grammatik dazu nicht genügend Möglichkeiten, ohne dass wir aus einem möglichen Grenzfall eine Marotte machen?

Die Inversion zum Beispiel. «Gestern ich war im Kino», sagen viele Ausländer, auch wenn sie ziemlich gut Deutsch können. Es fällt ihnen schwer, Subjekt und Prädikat zu vertauschen - wie wir das tun, wann immer der Satz mit einer Zeitbestimmung beginnt: «Gestern war ich . . .» Oder mit einer Ortsbestimmung: «Nach Italien möchte ich . . .» Oder mit der Art und Weise, in der etwas geschieht: «In einem Wutanfall warf er . . .»

Für diese Eigenschaft darf man sie auch einmal loben, die deutsche Syntax, die uns so üble Verschachtelungen erlaubt und nahelegt, ja uns bei einem zweiteiligen Verbum zwingt, die Teile auseinanderzuschleudern: «Der Präsident schlug seinen Stellvertreter» (Prügelei im Gemeinderat?) «trotz heftigen Widerspruchs zum Vorsitzenden des Ausschusses vor.» Und welches Lob verdient die Inversion? Dass sie Abwechslung in den Satzbau trägt, ohne den erwünschten engen Zusammenhang zwischen Subjekt und Prädikat zu zerstören.

Nichts ist ja ermüdender als fünf Sätze hintereinander, die mit dem Subjekt beginnen: Sie beschloss . . . Sie fuhr . . . Sie fand . . . Sie kam . . . Sie fragte . . . Wir brauchen nur «Dann fuhr sie» oder «Dort fand sie» zu sagen, und schon ist der Ochsentrott immer gleicher Sätze mühelos und belebend unterbrochen. In den Satzbau jene Varianten einzubringen, die jeder Leser mag, ist auf deutsch also leichter als im Englischen und in den romanischen Sprachen - auch ohne dass Kinder Ausländerinnen haben.

Doch der Drang zum Unnormalen, wenn es nur als schick empfunden wird, macht bei der gequälten Stellung des Objekts nicht halt. Dies zeigt sich auch in der verbreiteten Neigung zu einer sinnlos überreizten Ausdrucksstellung.

In unverbildeter Form hat dieser ebenfalls erlaubte Grenzfall des Satzbaus seine Meriten. Wo die Franzosen schreiben müssen «Ce n'est pas vous qui commande ici», können wir denselben Nachdruck mit der Wortfolge erzielen: «Nicht Sie führen hier das Kommando!» Wo wir nur sagen können «Und er ging doch nach Hause», bietet das Englische die Formel an: «And home he went.» Wo ein norddeutsches Mädchen seufzt: «Wenn ich doch schön wäre», kann ein bayrisches kraftvoll rufen: «Schee wann i waar!»

Aus der Ausnahme, deren Begründung sich dem Leser sogleich erschliessen sollte, machen nun viele Journalisten überall im deutschen Sprachraum, zumal aber in der Schweiz, eine Alltagsfloskel. «Bei ihrer Kündigung keine Rolle gespielt habe die Kritik» muss man in Zürich lesen, und in Appenzell: «Nicht äussern über die angemessene Höhe eines Hochschulbeitrags für Ausserkantonale mochte sich . . .» Ach, da loben wir uns Caesar: «Ich kam, ich sah, ich siegte!» Der konnte noch Deutsch.

Wolf Schneider

[Aktuelles Heft | Nächstes Heft | Frühere Hefte | Feedback | Leserservice | Werbung | Über NZZ Folio | Suchen]

Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ | SWISS REVIEW

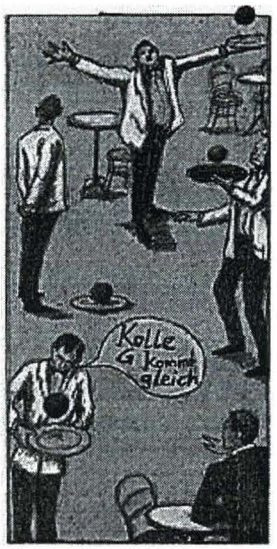
[Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ Buchverlag | Swiss Review of World Affairs]

NZZ FOLIO
DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Sprachlese

****

Jetzt, demnächst oder nie



VERWIRREND GENUG, dass das lateinische altus zugleich hoch und tief bedeutet und das französische personne jemand und niemand, immer mehr aber «niemand» in der Umgangssprache, «Person» soll «keine Person» bedeuten, so einfach ist das. Nun hat sich das Privatfernsehen daran gemacht, dem bisher unschuldigen Wort jetzt den Sinn «jetzt gerade nicht» aufzunötigen; und wenn ihm das gelänge, dann hätten wir kein Wort mehr, mit dem sich beschreiben liesse, dass etwas in diesem Augenblick geschieht oder im nächsten Augenblick beginnt.

Man muss einräumen, dass wir noch nie verliebt in Wörter waren, die uns auf die Gegenwart oder auf eine nahe Zukunft festnageln wollen. «Ich erledige das so schnell wie möglich», sagen wir beispielsweise, und oft lachen wir uns dabei ins Fäustchen: Es mag ja in sieben Wochen sein. Warum es vorher nicht möglich war, werde ich schon zu begründen wissen.Auch das Wort sofort verweist als Meister des Eiertanzes auf Wortbedeutungen, die wir nicht mögen. Eigentlich heisst «sofort»: unverzüglich, alles stehen- und liegenlassend. Wenn eine Verordnung «ab sofort» gilt, dann eben nicht ab übermorgen, und wer ein schreiendes Kind anherrscht «Du bist jetzt sofort still!», der will nicht, dass der Lärm in zwei Minuten aufhört, sondern in der nächsten Sekunde.

Aber da es unbequem und unwillkommen ist, die eigene Tätigkeit so rabiat zu unterbrechen, betreiben wir seit Generationen eine Begriffsaufweichung: Wer auf einen Zuruf mit «Komme sofort» reagiert, teilt de facto mit, dass er eben nicht alles liegenlässt, sondern in ein paar Minuten zu kommen gedenkt, sobald er noch dieses oder jenes zu Ende geführt hat; «in baldiger Bälde» also, mit Karl Valentin zu sprechen.

Dem sofort ergeht es ähnlich wie dem gleich, das eigentlich sogleich, das heisst wiederum sofort bedeutet, noch bei Nestroy: «Es muss ja nicht gleich sein, es hat ja noch Zeit.» Die in Deutschland beliebte Restaurantauskunft «Kollege kommt gleich» jedoch besagt: Lieber Gast, du wirst noch ziemlich lange nicht bedient werden - mit einem ähnlichen Effekt wie die verwandte gastronomische Höchstleistung «Der Kaffee kommt frisch», deren Sinn nur lautet: Glauben Sie ja nicht, dass Sie schon bald mit Kaffee rechnen können.

Auf diesem Weg schreitet das Privatfernsehen mit kommerzieller Entschlossenheit voran. Es unterscheidet gleich von jetzt oder in wenigen Augenblicken, und Schindluder treibt es mit allen dreien. Während Film A noch läuft, endet der letzte oder vorletzte Werbeblock oft mit einer Reihe greller Szenen aus Film B, mit der Ansage: «Gleich auf RTL» (zum Beispiel). Und was heisst das? Nun noch der Schluss von Film A, dann die Werbung zwischen den Filmen und dann Film B,

frühestens in einer Viertelstunde. Nie zuvor wurde das Wort «gleich» so dreist gedehnt, nicht einmal im Restaurant.

Ist Sendung A beendet, so wird zum zweitenmal auf Sendung B verwiesen, nun mit der Formel «in wenigen Augenblicken» - wiederum eine kalkulierte Irreführung, denn der Augenblick ist definiert: irgendwo zwischen 0,06 Sekunden, der Wahrnehmungsschwelle des Auges, und 0,8 Sekunden, der Schrecksekunde, die uns die Gerichte bei Unfällen zubilligen. Mit «wenigen» multipliziert, kann es sich unmöglich um mehr als zehn Sekunden handeln. So rasch aber beginnt Film B durchaus nicht - erst müssen wir uns minutenlang von Reklame vollquäken lassen.

Immerhin: Die Auskunft «In wenigen Augenblicken» enthält einen Rest von Fairness, insofern, als sie, wenn auch irreführend kurz, in die Zukunft greift. Häufiger hören wir «Jetzt auf SAT 1», und das vor dem Werbeblock - jetzt also nicht! Da wird die Zukunft als Gegenwart ausgegeben und die Sprache genotzüchtigt. «Jetzt», das hiess bisher unangefochten: wenn wir im Fernsehen Zeuge werden, wie Boris Becker bei den Australian Open einen Matchball schlägt, auf der anderen Seite des Globus; und da ist das Licht, die Umwege über Satelliten eingerechnet, etwa eine Fünftelsekunde unterwegs, für einen Zeitraum also, der sich mit dem Wort «jetzt» gerade noch überbrücken lässt.

Die lähmenden Minuten aber, die die Privatsender zwischen das gesprochene Jetzt und das erlebte zwängen, liessen sich, nach der anderen Seite übertrieben, auch so beschreiben: «Unseren nächsten Film sehen Sie nach Durchquerung einer Werbewüste. Die Minuten werden Ihnen wie Stunden vorkommen. Verzagen Sie nicht! Demnächst viel Vergnügen.» Oder so: «Da jetzt der neue Film beginnt, laden wir Sie unfreiwillig ein, die nun folgenden Werbespots aus Ihrem Bewusstsein auszublenden.»

Sollte dem Fernsehen mit dem jetzt gelingen, was wir mit sofort und gleich bauernschlau schon angerichtet haben, so bleibt uns für das Jetzige nur die Umschreibung «in diesem Augenblick» und für das Sofortige der Rückgriff auf Wörter aus einer Zeit, da das Fernsehen nicht erfunden war: spornstreichs, stehenden Fusses, ungesäumt. («Postwendend» war einst auch gebräuchlich, aber das mit naher Zukunft zu assoziieren, hat die Post uns abgewöhnt.) Während wir im Sport die Exaktheit bis zur Hundertstelsekunde treiben, machen wir in der Sprache Gulasch aus den Tempora.

Wolf Schneider

[Aktuelles Heft | Nächstes Heft | Frühere Hefte | Feedback | Leserservice | Werbung | Über NZZ Folio | Suchen]

Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ | SWISS REVIEW

[Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ Buchverlag | Swiss Review of World Affairs]

NZZ FOLIO
DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Sprachlese

****

Das erzählte Mittagessen

WENN SICH auf einer Zeitungsseite die prozesshaften Werkhandlungen mit der kokett ästhetisierenden Bestandsaufnahme des Nächstliegenden treffen und beide in den spannungsvollen Dialog zwischen Fenstersturz und Dachrinne einbezogen werden - dann befinden wir uns im Feuilleton einer anspruchsvollen Zeitung, da, wo die Kritiker der bildenden Künste und der Musik ihrer sauren Arbeit nachgehen, das eigentlich Unaussprechliche dennoch sagbar zu machen.

Das mag ja gelingen - wie es Robert Schneider in «Schlafes Bruder» gelungen ist, die Orgelimprovisationen des vermeintlichen Dorftrottels Johannes Elias Alder in einen Orkan der Worte zu verwandeln, oder Thomas Mann im «Doktor Faustus», den stotternden Schulmeister Wendell Kretzschmar eine Stunde lang erklären zu lassen, warum Beethoven zu seiner Sonate opus 111 keinen dritten Satz geschrieben habe.

Der Kritiker aber soll dergleichen an einem Vormittag leisten, hundertmal im Jahr, im Korsett der Zeilen und Termine! Das Problem soll er lösen, vor dem der spanische Philosoph Ortega y Gasset kapitulierte: «Das Schicksal, unsagbar zu sein, teilt das Höchste mit dem Niedrigsten: Weder Gott noch die Farbe dieses Papiers kann mit Worten beschrieben werden.»

Unerschrocken schreibt der Kritiker zum Beispiel: «In der raumfüllenden Installation "Aufgefangene Augenblicke" (1996) mit Gipsschalen auf Eisenfüssen eröffnet der uneindeutige Hinweis auf die menschliche Gehirnschale ein weites Assoziationsfeld» (Stuttgarter Zeitung).

Solchermassen zum Assoziieren aufgerufen, fragt sich der Leser, wie sich das Uneindeutige zum Zwei- und Vieldeutigen verhalten mag, ja ob ein eindeutiger Hinweis das Assoziationsfeld verengt oder gar eskamotiert haben würde (jener Leser nämlich, wie wir uns ihn als würdigen Partner des Schreibers wünschen müssen). Über Georg Baselitz konnten wir in der Frankfurter Allgemeinen erfahren, er erstrebe «eine Selbstermächtigung der Malerei aus der Negation des Motivs, an das sie gleichwohl obsessiv gebunden bleibt», und unseren Wunschleser hören wir assoziieren: von der Negation besessen, durch Negation zu sich selbst ermächtigt, siebendeutig klar wie Gips!

Da ist es ganz ungerecht, dass das amerikanische Nachrichtenmagazin Time sich über den «pompösen Schwulst» (the turgid hyperbole) der deutschen Kritiker mokierte. Wie sollte man denn anders schreiben über Rudolf Kelterborns Sinfonie IV als die NZZ: «Grundzug des vielgestaltigen Stücks ist ein Adagio-Gestus, Kontrast bildet das hauptsächliche Gestaltungsmittel: Eine weitschweifende, thematische Melodik wird einer dichten, körperhaften Gestik gegenübergestellt,

Expansion der Kontraktion, Motorik statischen Flächen, ein heller Klang dunklen Passagen. Metaphorisches scheint auf, und spätestens der resignative Schluss . . .»

Schluss. Es wäre kleinlich zu monieren, dass «resignativ» ein hässliches Modewort für resignierend sei oder dass die Floskel «Metaphorisches scheint auf» Appetit auf jene Metaphern mache, die der Autor kokett im Ungenannten versacken lassen möchte. Doch wie ungerecht! Da liefere einer erst einmal etwas Besseres, in Zeilenvorgaben eingeklemmt, von Paradigmenwechseln heimgesucht, von surrealer Wortmagie umsponnen und bei alldem vor die Aufgabe gestellt, Leser zu sättigen mit einem erzählten Mittagessen!

Natürlich, es hält sich die Behauptung, etwas weniger vom Galaktischen durchwabert liesse sich schon schreiben über Musik und Malerei - falls der Autor sich nur abgewöhnte, mit den Äolsharfen seiner Prosa allein auf Galeristen und Museumsdirektoren zu zielen oder auf die ausübenden Musiker und die Kritikerkollegen. Vielleicht könnte er dann statt zwei Prozent der Leser fünf erreichen und damit Verständnis wecken, Zugang schaffen, statt sich im Elfenbeinturm einzuriegeln. Aber er müsste es wollen.

Vielleicht will das ja nicht einmal unsereiner. Vielleicht würden wir sie vermissen, diese aller Bodenhaftung spottenden Sprachkunstwerke wie im Kölner Stadt-Anzeiger: «In der jüngeren Variante bevorzugt Boulez mit den drei Flöten als Protagonisten ein in seiner unablässigen Dichte dennoch eher monochromes Bild, während in der früheren Gestalt die der Elektronik unterworfene Midi-Flöte in Partnerschaft mit nur wenigen Instrumentalisten subtilste echohafte, ja geheimnisvolle Klangschleier zu weben scheint.» Unser Wunschleser assoziiert: Aus drei Flöten ein monochromes Bild - warum nicht aus drei Bildern ein trunkenes Fagott? (Eben solche Ausschweifungen der Phantasie nennt man ja «assoziieren».)

So wollen wir das. Schliesslich kann man die Schlichtheit in der Sagbarmachung prozesshafter akustischer Sachverhalte auch übertreiben - wie einst der Satiriker Julius Stettenheim, der von 1878 bis 1904 aus Berlin regelmässig über selbsterfundene Kriege berichtete, zum Beispiel so: «Die Kanonen machten bum bum! Nur natürlich viel lauter.» Nein, das ist bar allen Webens, Waberns und Ästhetisierens. Auch wenn es im Informationsgehalt mit manchem wetteifern könnte, was da metaphorisch aufscheint in kokettem Gips.

Wolf Schneider

[Aktuelles Heft | Nächstes Heft | Frühere Hefte | Feedback | Leserservice | Werbung | Über NZZ Folio | Suchen]

Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ | SWISS REVIEW

[Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ Buchverlag | Swiss Review of World Affairs]

NZZ FOLIO
DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Sprachlese

****

Kommunikative Kompetenzmerkmale

DAS MÜSSTE eine Erleuchtung sein! Wenn wir erfahren könnten, wie jene Menschen beschaffen sind, die die Globalisierung in den Griff bekommen und sich als Artisten des Outsourcing profilieren - die Meister der schlanken Produktion! Die Mehrer des Shareholder value! Die Männer, die die Massen in Massen entlassen, selbst aber nicht entlassen werden! Kurz: die grossen Manager, die unseren Wohlstand garantieren, wie keine geringeren als sie selber sagen.

Aus welchem Holz sind sie geschnitzt? Genau weiss das niemand. Doch aus welchem sie geschnitzt sein sollten, das lässt sich ermitteln - indem wir uns nämlich mit Lupe und Statistik den grössten Börsen für gehobene Positionen nähern: den Stellenangeboten. Für Deutschland suchen wir in der «Frankfurter Allgemeinen», für die Schweiz in der NZZ. Und da ist es eine Menge, was die 486 Anzeigen eines Wochenendes uns erzählen können.

Viele auf englisch, das versteht sich heutzutage: Human Resources Managers werden da gesucht, Retail Fondsmarketing Managers, Derivative Marketers und Senior Technical Support Engineers. Die Konkurrenz sollen sie nicht nur übertrumpfen («Don't simply outdo the competition») - wegpusten sollen sie sie («Blow them away!»). Und das in Zürich.

Doch ein so unverhülltes Bekenntnis zum Einzelkämpfer mit den stählernen Ellenbogen ist in beiden Blättern die Ausnahme. Im Vordergrund stehen drei Arten von Wörtern: ein soziologisch angereicherter Marketing-Jargon; die Tarnsprache von Management-Seminaren und Betriebsversammlungen; und die gespreizte Darbietung des Selbstverständlichen - fast durchweg also ein heftiger Abscheu vor dem schlichten, redlichen Wort.

Oft staunt man, wie viele überflüssige Floskeln der Inserent zu bezahlen wünschte. «Engagiert» soll der Bewerber sein - als ob sich Heerscharen von Nichtengagierten bewürben, wären sie nicht durch das Wort gewarnt! «Zielgerichtetes Agieren» wird gefordert - ist das ziellose Agieren nicht das Vorrecht von Kindern und Betrunkenen? «Persönliches Entwicklungspotential» soll der Bewerber haben, ein Leckerbissen mit starkem Nachgeschmack: Das Potential, sich persönlich zu entwickeln, meint der Auftraggeber vermutlich, aber das ist so wenig ein persönliches Entwicklungspotential, wie der Vater einer vierköpfigen Familie ein vierköpfiger Familienvater ist. Geradeaus gesagt, soll der Bewerber sich also noch entwickeln können. Aber wer sollte das nicht?

Was schliesslich «persönliche Kompetenz» bedeutet, verrät uns keiner -

einen dringend erwünschten Kontrast zur unpersönlichen Kompetenz oder zur persönlichen Inkompetenz?

Doch Kompetenz muss sein, in der FAZ zumal: analytische, kommunikative, soziale oder strategisch-konzeptionelle.

Eine Spezialität der NZZ-Inserenten sind kunstvoll zusammengeleimte Adjektive: umsetzungsstark, hochkommunikativ, businessorientiert und erfolgsfokussiert; das letzte wäre für einen Sprach-Oscar zu nominieren und ist ohnehin im Fokus des Stellenmarkts. «Aufgrund der Fokussierung auf biologisch-pharmazeutische Präparate einerseits», liest man in der FAZ, «und der selektiven Marketingkonzeption andrerseits kann unser Unternehmen einen respektablen Erfolgskurs vorweisen. Unsere innovativen immunologischen Spezialitäten geniessen sowohl in der Klinik als auch im niedergelassenen Bereich hohes Ansehen.» Wo man Bereiche fokussiert, da lass dich ruhig nieder.

Im Fokus der erwünschten Eigenschaften drängen sich in der FAZ teamfähig, durchsetzungsstark, verhandlungsgewandt und irgendwie analytisch (in Fähigkeit, Kompetenz oder Denkweise), in der NZZ kommunikativ oder kommunikationsfähig, selbständig, unternehmerisch denkend und wiederum teamorientiert.

Der Triumph des Teamgeistes und der Kommunikationsfreudigkeit stellt uns vor die Frage: Halten die Inserenten sie wirklich für die wichtigsten Kompetenzmerkmale - oder bedienen sie augenzwinkernd ein modisches Erwartungsbild? Singen sie Arm in Arm mit dem Erwählten die Hymne von der Kommunikation, um sich desto durchsetzungsstärker der Erfolgsfokussierung hinzugeben?

Klares Deutsch ist ja offensichtlich weder die Stärke noch die Absicht der Auftraggeber und auch nichts, was sie beim Bewerber suchen: Soll es doch mit seinem Team kommunizieren, wie es will - es, das unkonventionell denkende Marketing-Vollblut, oder sie, die flexible, belastbare Unternehmerpersönlichkeit mit dem ausgeprägten Zahlenflair, oder er, der agierend-kreative, kundenorientierte akquisitorische Könner mit der hohen Eigenmotivation!

Zwischen all dem Marktgeschrei finden sich ein paar Eigenschaften, die aus guter Kinderstube kommen, aber mehr als Mauerblümchen auf dem Ball der Karrieremacher sind sie nicht. Intelligenz und Zuverlässigkeit wird in beiden Zeitungen vereinzelt gefordert; in der FAZ darf man überdies offen, pfiffig und präzise, in der NZZ integer und von tadellosem Leumund sein.

Der Schönheitspreis gebührt jenem NZZ-Inserenten, der sich «moderates Durchsetzungsvermögen» wünschte - ein gemässigtes, gedämpftes, ob nun rein sprachlich oder mit wirklichen Polstern auf den Ellenbogen: so oder so ist dieser Wunsch meilenweit entfernt von dem kommunikativen Wegpusten, das enervierend durch die Blätter rauscht.

Wolf Schneider

[Aktuelles Heft | Nächstes Heft | Frühere Hefte | Feedback | Leserservice | Werbung | Über NZZ Folio | Suchen]

Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ | SWISS REVIEW

[Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ Buchverlag | Swiss Review of World Affairs]

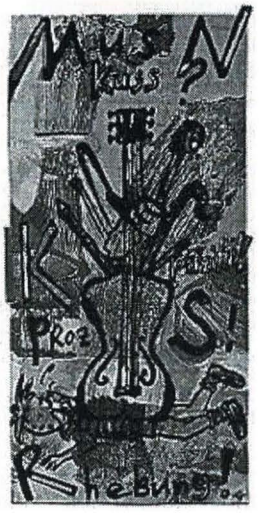
NZZ FOLIO
DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

blähwörter

Sprachlese

****

Musik - tonlos und flächendeckend



WOLLT IHR GEIGENSPIELEN lernen, liebe Kinder? Oder wollt ihr lieber eine flächendeckend durchgeführte Veranstaltung zur Instrumentenwahl besuchen? Die Jugendmusikschule einer schweizerischen Grossstadt hat sich für die zweite Formulierung entschieden. Und so falsch es wäre, mit Kanonen auf Spatzen zu schiessen, so sehr bietet es sich an, an Hand eines Stückleins Alltagsprosa anschaulich zu machen, wie farblos, wie bürokratisch gebläht und akademisch verbogen man mit Eltern und Kindern reden kann, wenn man glaubt, da liege kein Problem.

Es sei bald die Zeit gekommen, wo entschieden werden sollte, ob das Kind ein Instrument erlernen möchte - so beginnt der Brief an die Eltern. In Ordnung. Nun weiter: «In diesem Entscheidungsprozess . . .» Schon damit hat der Absturz begonnen. Was fügt der «Prozess» der Entscheidung hinzu? Etwa so viel wie der Heilungsverlauf der Heilung (die ja keine wäre, wenn sie nicht verliefe). «Dabei» hätte völlig genügt. Warum die Prozesshaftigkeit typischer Entscheidungsverläufe herausstellen? Damit die Eltern es lieber lesen? Damit ihr Kind lieber zur Geige greift?

Und wer steht den Eltern und Kindern in diesem Prozess mit Rat und Tat zur Seite? «Die Musiklehrkraft. Im Verlauf des Monats wird sie . . .» Kein Lehrer also und keine Lehrerin, sondern eine Lehrkraft - ein bisschen abseits des Sprachgebrauchs, aber vorbildlich geschlechtsneutral. Mit dem Nachteil freilich, dass dann sie den Rat erteilt, selbst wenn sie ein Mann wäre. Das ist ja grammatisch nicht falsch, aber etwas verwirrend zu lesen, ähnlich, als wenn es von einer anderen Lehrkraft hiesse, dass sie ihrem Sohn ein guter Vater sei.

Auch könnte es männliche Leser oder Lehrer geben, die in dem sie eine fahrlässige oder listige Benachteiligung ihres Geschlechts aufspürten und folglich die Gegenforderung erhöben, die Geschlechtsneutralität in sauberem Wechsel so zu wahren, dass umgekehrt unter er auch eine Frau verstanden werden kann. Kein Problem! Man brauchte nur auf die Bezeichnung «Lehrkörper» für die Gesamtheit der Lehrkräfte zurückzugreifen: Dann dürfte man über fünf Lehrerinnen sagen, er erteile Musikunterricht, und das wäre nur gerecht.

Flächendeckend könnten die «Veranstaltungen zur Instrumentenwahl» erst in einigen Jahren durchgeführt werden, heisst es weiter. Flächendeckend! Welch schönes Wort für Handelsvertreter und Bomberkommandos. Wie man Flächen mit Veranstaltungen deckt, bleibt offen; ebenso, ob ein ganze Flächen abdeckendes Oboenkonzert auch nur dem geübten Ohr erfreulich wäre.

Wo und wie können Kinder und Eltern die Instrumentenlehrkräfte erleben? «Live auf der Bühne.» Das ist plötzlich eine Anleihe aus dem

Jargon der Rock- und Popkonzerte («live in concert»), also erstens ein Stilbruch und zweitens überaus überflüssig: Wer auf der Bühne oder im Konzert agiert, hat es schwer, dies nicht «live» zu tun, und dass Lehrer live unterrichten, ist keines Hinweises würdig (erst in ein paar Jahren vielleicht, wenn der Lehrkörper im Computer hockt).

Und was können die Kinder tun? «Instrumente aus der Nähe besehen, befühlen und ausprobieren.» Wie um Himmels willen soll man ein Instrument befühlen, ohne es aus der Nähe zu sehen? Und wie reden Kinder: Darf ich mal dein Cello befühlen?

Da der Platz knapp sei, schliesst der Brief, sollten interessierte Eltern ihren Kindern den beigefügten Zettel mitgeben; «ohne Gegenbericht von Seiten der Jugendmusikschule können Sie davon ausgehen, dass aufgrund dieser Interessenerhebung genügend Platzkapazität vorhanden sein sollte». Auf deutsch: Wenn Sie nichts von uns hören, werden wir einen Platz für Sie haben. Gegenbericht! Interessenerhebung! Und was fügt die «Platzkapazität» dem Platz hinzu? Platz haben oder nicht, das war schon immer ein Kapazitätsproblem.

Stünde nun diesem Deutsch aus den Tiefen der Katasterämter ein einziger frischer Satz gegenüber oder käme zum Beispiel eine Klarinette vor, irgend etwas zum Anfassen - man wäre getröstet. Den Wettlauf mit Kapazität, Prozess und Erhebung aber muss «das Instrument» bestehen, der blasseste mögliche Oberbegriff. Welche Instrumente? Keine Auskunft. Führt der Lehrkörper auch eine Einweisung in Kontrabass und Tuba durch? Wenn ja - wie erstaunlich! Wenn nein - welche Pointe! («Tuba lehren wir zwar nicht, aber schon die Posaune ist kein Problem für uns.»)

Nichts für ungut, liebe Jugendmusikschulgebietsleiterin! Ihr Brief ist gut gemeint, sachlich einwandfrei und grammatisch völlig korrekt. Nur Musik hat er nicht. Wollten Sie nicht eigentlich werben dafür, dass möglichst viele Kinder sich ans Musizieren machen? Sollten Ihre Sätze dann nicht rote Backen haben? Sollten sie nicht ermuntern, sich auf das kleine Abenteuer einzulassen? Müssten sie nicht auch die Eltern motivieren? (Denn schliesslich kommen Kosten auf sie zu, viel Überzeugungskraft und manch schmerzliches Geräusch.) Wo bleibt die Anekdote von dem faulen Virtuosen, wo ein Spritzer Fröhlichkeit?

Das alles muss ja nicht sein. Etliche Kinder werden durchaus live in die Befühlstunde kommen. Es ist nur schade um jede Geige, die mit Hilfe solcher Sprachprozesse ungefidelt bleibt.

Wolf Schneider

[Aktuelles Heft | Nächstes Heft | Frühere Hefte | Feedback | Leserservice | Werbung | Über NZZ Folio | Suchen]

Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ | SWISS REVIEW

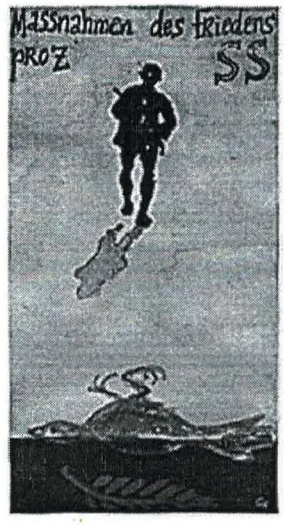
[Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ Buchverlag | Swiss Review of World Affairs]

NZZ FOLIO
DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Sprachlese

****

«Krieg und Frieden», umbenannt



MIT SCHLAGWORTEN wird Politik gemacht, und ihre Wirkung hängt nicht davon ab, ob sie zur Wirklichkeit in einem vernünftigen Verhältnis stehen. Das Wort Waldsterben zum Beispiel ist völlig falsch, aber ziemlich wirksam. Der Begriff Friedensprozess ist ziemlich falsch und dabei offensichtlich unwirksam. Das ökologische Schlagwort nachhaltige Entwicklung ist zur Hälfte richtig, aber kaum geeignet, irgend etwas zu bewirken.

Wer mit nachhaltig einen politischen Effekt erzielen will, hat zweierlei nicht bedacht: Zum einen gehört das Wort nicht der Umgangssprache an, und je höher die Stilebene, desto geringer die Gemütsbewegung. Zum anderen aber sagt seine Bedeutung - sich auf längere Zeit auswirkend - nichts darüber aus, ob es sich um eine erwünschte oder eine schlimme Wirkung handelt; Hitler hat Deutschland gewiss nachhaltig ruiniert.

Und nun sollen wir also im Umgang mit Luft, Wasser, Wald und allen Schätzen der Natur eine nachhaltige Entwicklung anstreben, lautet die Generalforderung der Ökologen. Sie meinen: Mit Kahlschlag, Vergeudung und Vergiftung soll es ein Ende haben; wir müssen uns auf Mengen und Methoden beschränken, die sich durchhalten lassen zugunsten künftiger Generationen. Der Begriff lehnt sich an ein Fachwort der Forstwirtschaft an: Sie spricht von nachhaltiger Nutzung, wenn ein Wald in hundert Jahren noch genausoviel Holz abwirft wie heute.

Mit Nutzung kombiniert, ergibt das Adjektiv Sinn; Entwicklung aber kann auch zum Schlechteren führen - worüber die meisten nur deshalb nicht erschrecken, weil das Schlagwort ohnehin halb verstanden an ihnen vorüberrauscht.

Zu dem, was sich durchhalten lässt, fehlt uns leider das Eigenschaftswort «durchhaltbar». Die Französischsprachigen können soutenable sagen, in der Presse hat sich jedoch développement soutenu durchgesetzt - was mit «nachhaltig» den Nachteil teilt, dass, wer eine Entwicklung bloss durchhält, ja eben bei jener Katastrophe landen kann, die er doch vermeiden möchte. Sustainable development, das ist das englische Urwort, und nur in ihm ist alles, worauf es ankommt, unmissverständlich enthalten.

Deutsche Umweltwissenschaftler versuchen inzwischen, «nachhaltig» durch zukunftsfähig zu ersetzen. Das ist verständlicher und dem Gemeinten näher. Aber natürlich streiten sich die Experten längst, worin die Zukunftsfähigkeit bestehen soll, im Städtebau zum Beispiel: So viele Häuser bauen, wie es dem derzeitigen Wohnraumbedarf entspricht - oder umgekehrt darauf hinwirken, dass der luxuriöse

mitteleuropäische Bedarf sich halbiert? Das Wort ist nichts, die Definition ist alles, und «zukunftsfähig» geht so wenig wie «nachhaltig» unter die Haut.

Anders das Waldsterben. Das war zwar schief von Anfang an, aber so saftig, dass es Erschrecken hervorrief und ein paar Taten und Unterlassungen nach sich zog - politisch also gut gewählt. Journalisten hätten freilich immer nur von Waldschäden oder der Krankheit des Waldes schreiben dürfen; wenn es denn ihre Aufgabe ist, nicht Politik zu machen, sondern ihren Lesern und Hörern ein möglichst faires Abbild der Wirklichkeit zu liefern. «Sterben» heisst ja: dem Tod unwiderruflich entgegentreiben. Stürbe der Wald, so brauchten wir keinen Filter und keinen Katalysator, denn ändern könnten wir nichts mehr. Indem wir den Wald zu retten versuchen, unterstellen wir, dass er eben nicht stirbt, sondern an einer Krankheit leidet, die geheilt werden kann.

Was unterstellt das Schlagwort Friedensprozess? Dass zwischen Israel und den Palästinensern, zwischen Bosniern und Serben eine Entwicklung zum Frieden im Gange wäre, allerdings immer wieder ins Stocken geratend oder vom Scheitern bedroht. Welchem Frieden? Ein Kleinkrieg findet statt, von zeitweiligem Waffenstillstand unterbrochen und mit Absichtsbekundungen garniert - bestenfalls also ein langes Ringen um einen fernen Frieden, vielleicht aber ein blosser Kampf um die Macht, der Bomben und Provokationen in Kauf nimmt.

Wer kam auf die Idee, dieses blutige Gerangel einen «Friedensprozess» zu nennen? Wer will hier welche Absicht, welches Scheitern tarnen? Hofft da jemand, man könnte eine Kette von Rückschlägen dadurch dem Frieden näherbringen, dass man sie voreilig, aber hartnäckig «Frieden» nennt? Das hiesse dann die Hoffnung auf den Rat setzen, den der englische Geistliche John Wesley, der Begründer des Methodismus, von seinem deutschen Mentor Peter Böhler bekam: «Predige den Glauben, bis du ihn hast, und dann wirst du predigen, weil du ihn hast.»

Gerade beim Frieden ist die Hoffnung freilich schwach - zu inflationär wird das Wort verwendet. Die Uno spricht mit Vorliebe von «friedenserhaltenden Massnahmen», auch wenn längst geschossen wird; sogar beim Golfkrieg war dies die Sprachregelung im Sekretariat der Vereinten Nationen. Die amerikanische Uno-Delegierte Jane Kirkpatrick merkte dazu 1994 an: «Dann war also auch der Zweite Weltkrieg eine friedenserhaltende Massnahme.» Für eine Neuauflage von Tolstois grossem Roman sollten wir uns den Titel wünschen: «Friedenserhaltende Massnahmen und Frieden». Für einen Friedensprozess aber hat Tolstoi auf allen 1500 Seiten keinen Platz gehabt.

Wolf Schneider

[Aktuelles Heft | Nächstes Heft | Frühere Hefte | Feedback | Leserservice | Werbung | Über NZZ Folio | Suchen]

Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ | SWISS REVIEW

[Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ Buchverlag | Swiss Review of World Affairs]

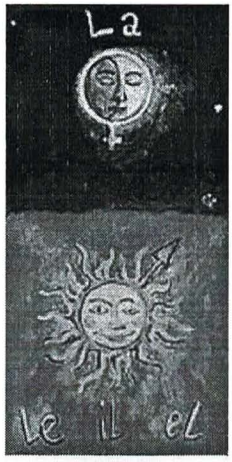
ref in opinions! ✓

NZZ FOLIO
DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Sprachlese

****

Vom Christinnen- und Christentum



JA, DIE FRAUEN werden in der Sprache benachteiligt. Ja, die patriarchalische Gesinnung unserer Ahnen ist in unserem Wortschatz tief verwurzelt. Ja, die feministische Bewegung tat recht daran, dafür zu plädieren, dass wir uns um mehr sprachliche Symmetrie bemühen und das weibliche Geschlecht überall sichtbar oder hörbar machen sollten. Aber nun ist es genug.

Es wird nämlich offenkundig, dass die gesamte Sprachgemeinschaft für das legitime Bestreben der Frauen einen Preis zu zahlen hat, und es muss erlaubt sein, im Licht der Erfahrung diesen Preis zu hoch zu finden. Der Preis besteht darin, dass der entschlossene Feminismus die Sprache umständlich und bürokratisch macht bis an den Rand der unfreiwilligen Komik - und dass die letzte Konsequenz trotzdem nicht erreichbar ist.

Gut, da treffen sich also in Zürich «Rosenfreundinnen und Rosenfreunde», und in Basel haben sich «Fasnächtlerinnen und Fasnächtler» amüsiert. Das mag angehen. Aber ist die Grenze zur Lächerlichkeit nicht überschritten, wenn die «Berner Zeitung» schreibt, «vierzehn Bolligerinnen und Bolliger» hätten Vorschläge zur Verschönerung ihres Dorfes gemacht? Wollen wir wirklich von Finninnen und Finnen lesen, von Bosniakinnen und Bosniaken, von Pfäffikonerinnen und Pfäffikonern, zumal wenn sie auf Niderbipperinnen und Niderbipper treffen?

Und wer soll noch einen Text ertragen wie den eines österreichischen Gesetzesentwurfs von 1996: «Der Studiendekan/die Studiendekanin hat den/die Universitäts/Hochschullehrer/in, der/die den/die Verfasser/in einer Dissertation betreut hat, jedenfalls zu einem/r Beurteiler/in zu bestellen.»

Oder den eines Antrags der Grünen im Hessischen Landtag: «Sind die Schulleiterin oder der Schulleiter, ihre planmässige Vertreterin oder ihr planmässiger Vertreter oder seine planmässige Vertreterin oder sein planmässiger Vertreter und Abwesenheitsvertreterin oder der Abwesenheitsvertreter der planmässigen Vertreterin oder des planmässigen Vertreters gleichzeitig länger als drei Tage abwesend, so ist die Schulaufsichtsbehörde . . .»

Was ist das: Botokudisch? Oder der Einzug der Logarithmentafel in die deutsche Stilistik? Ist das ernst gemeint ohne Witterung dafür, dass man sich damit dem Gespött aussetzt? Oder wäre es eine Karikatur von Macho-Hand, um den Feminismus durch Albernheit zu töten?

Was immer die Motive - das Resultat sind Sätze, die keiner sprechen kann und keiner lesen mag. Wer dem Sprachgebrauch kein Schlupfloch lassen will, wird die Sprache ersticken. Es ist nicht möglich, ihren patriarchalischen Ursprung aus ihr herauszuoperieren, ohne sie selber

dabei umzubringen.

Wie weit wollen wir denn gehen? Sollen sich die Frauen den Führerschein noch länger gefallen lassen und die Männer den Sündenbock, den Hanswurst und den Hampelmann? Führerinnenschein auch für Hampelfrauen und Sündenziegen, das wär's doch! Ist der Bürgermeister nicht zugleich ein Bürgerinnenmeister und die Meisterschaft nicht oft eine Meisterinnenschaft? Sitzen nicht auch Nichtraucherinnen im Nichtraucherabteil? Müsste das Schild nicht lauten «Vor Taschendiebinnen und Taschendieben wird gewarnt»? Und wie verzeihen wir es der Weltgeschichte, dass sie 1789 zusammen mit der Freiheit und der Gleichheit die Brüderlichkeit auf den Schild hob - weiblichen Geschlechts zwar, aber doch unter provokanter Ignorierung der Schwesterlichkeit (sprachliche Symmetrie) oder der Geschwisterlichkeit (Geschlechtsneutralität)?

Selbst nach dem totalen Umpflügen der Sprache würden Wörter übrigbleiben, an denen der Feminismus zerschellt: die Geisel, auch wenn sie ein Mann, der Gast, auch wenn er eine Frau ist (denn «Gästin» sagen nur die Verbohrtesten). Noch nie hat das sprachliche Geschlecht mit dem biologischen übereingestimmt. Schon «das Weib» ist ein Skandal, die Eselsmilch natürlich ebenso. Was wäre weiblich an der Rhone und männlich am Rhein? Haben die Vögel drei Geschlechter, weil wir der Spatz, die Amsel und das Rotkehlchen sagen? Macht es uns Probleme, unter den Katzen auch die Kater zu verstehen? Oder glaubt irgend jemand, in der Einwohnerstatistik wären die Frauen nicht mitgezählt?

Liebe Feministinnen und Feministen: Ihr habt den Bogen überspannt. Noch zwei oder drei pressure groups, die mit ähnlicher Besessenheit an der Sprache fummeln, und sie ist zur Verständigung nicht mehr geeignet, geschweige denn zur Literatur. Liebe Anwälte und Anwältinnen des geschlechtsneutralen Sprachgebrauchs in Behörden, Verbänden, Redaktionen: Die Beflissenheit, mit der ihr die Bolligerinnen ins Feld führt, streift manchmal das Peinliche. Die Bolliger haben nicht darauf gewartet und am Ende nicht einmal die Bolligerinnen.

Etwas mehr Gelassenheit würde uns gut tun, und Augenmass ist nie ein Fehler. Die Sprache wird die Frauen nicht retten; lassen wir's doch nicht so weit kommen, dass wir die Sprache vor den Frauen retten müssen. Gleiche Chancen für Frauen, für gleiche Arbeit gleicher Lohn: Dafür lohnt sich zu kämpfen. Das ist das Feld, auf dem die Liebe zum/zur Nächsten sich bewähren kann und mit ihr das Christinnen- und Christentum.

Wolf Schneider

[Aktuelles Heft | Nächstes Heft | Frühere Hefte | Feedback | Bestellung | Werbung | Über NZZ Folio | Suchen]

Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ | SWISS REVIEW

[Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ Buchverlag | Swiss Review of World Affairs]

NZZ FOLIO
DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Sprachlese

****

Mit Senf gegen schöne Wörter

«EIN GUTES GEDICHT braucht heutzutage einfach einen Mord, damit die Quote stimmt.» Albert Ostermaier hat das geschrieben, ein junger deutscher Dramatiker; und wer immer die Literatur liebt, wird erschrecken, wie dicht dieser zynische Satz an der Wahrheit ist. Wir sind ungeduldiger geworden, wir wünschen mehr Aktion pro Minute, ob im Kino oder im Roman. Dass 17jährige mit beschaulichen Büchern nicht mehr zu gewinnen sind, ja dass immer mehr von ihnen kaum je ein Buch in die Hand nehmen, ist bekannt; nun aber mehren sich die Signale, dass sich auch in der Lebensspanne ihrer Eltern und Grosseltern bei den meisten ein Wandel vollzogen hat.

Ein preisgekrönter deutscher Reporter sagt, er selbst erzähle heute knapper als früher und er wünsche einfach nicht mehr zu lesen, wie jemand seine Kaffeetasse langsam abstellt oder Häuser sich am Berghang ducken. Ein bekannter Kritiker hat in der «Süddeutschen Zeitung» gebeichtet, er habe nach 25 Jahren zum zweitenmal Marcel Proust gelesen und das Glück von damals habe sich nicht wieder eingestellt. «Von der Gegenwart konditioniert», finde er «Prousts absichtsloses Wohlgefallen inzwischen kaum noch auszuhalten».

Nach 50 Jahren nahm ich selbst die «Buddenbrooks» ein zweites Mal zur Hand und war verwundert, wie mühelos ich damals die Hürde ihres Anfangs überwunden hatte: Acht Seiten lang Konversation «auf dem geradlinigen, weisslackierten und mit einem goldenen Löwenkopf verzierten Sofa, dessen Polster hellgelb überzogen waren», in einem Raum mit nicht eben zahlreichen Möbeln, wobei der runde Tisch mit den leicht mit Gold ornamentierten Beinen nicht etwa vor dem Sofa stand, sondern dem Harmonium gegenüber, auf dem ein Flötenbehälter . . . Kaum noch auszuhalten, in der Tat.

Die Frage ist, ob die vielen, die mutmasslich auch so empfinden, sich dafür genieren müssen. Natürlich, einerseits kränkt es uns, von den regierenden Moden «konditioniert» worden zu sein: von der Hektik in den Vorspännen amerikanischer Fernsehserien, vom Schnellfeuer der Nachrichten auf allen Kanälen, vom Stakkato der Werbesprüche, von der action, nach der die Freitzeitgesellschaft in jeder Minute giert. Musse ist ein fast lächerliches Wort, «besinnliche Stunden» ein Wunsch, den nur noch Pfarrer äussern. Ja, wir sind kurzatmig geworden.

Andrerseits fehlt es nicht an grossen Schriftstellern, die schon vor hundert und mehr Jahren so schrieben, dass sie keine Mühe haben, den Ansprüchen des späten 20. Jahrhunderts standzuhalten; auch nicht an grossen Geistern, die eben die Kurzweil von allen Büchern fordern. «Ich habe einen ungeduldigen Geist», schrieb vor mehr als 400 Jahren Montaigne in seinem Essay «Des Livres». «Wenn mich ein Buch verdriesst, so greife ich nach einem anderen.» Leser seien grausam, schrieb vor 200 Jahren Georg Christoph Lichtenberg, «und schätzen

ganze Kapitel voll schöner Ausdrücke nicht so hoch als ein Senfkorn von Sache». Und Jorge Luis Borges sagt: «Für mich ist auch die Literatur eine Form der Freude. Wenn wir etwas mit Mühe lesen, dann ist der Autor gescheitert.» Der Autor!

Es hat nämlich immer grosse Schriftsteller gegeben, die mit Saft und Tempo schrieben. Edgar Allan Poe war so einer, Balzac, Isaak Babel, und Dostojewski hat den heissen Atem sogar mehrmals tausend Seiten lang durchzuhalten verstanden. Der Schreiber muss natürlich den Wunsch haben, den Leser zu fesseln - sollen wir ihm den verargen?

Den Wunsch hatte Kleist, indem er Sätze schrieb wie diesen: «In M . . ., einer bedeutenden Stadt im oberen Italien, liess die verwitwete Marquise von O . . ., eine Dame von vortrefflichem Ruf und Mutter von mehreren Kindern, durch die Zeitungen bekanntmachen: dass sie, ohne ihr Wissen, in andere Umstände gekommen sei, dass der Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde, sich melden solle und dass sie, aus Familienrücksichten, entschlossen wäre, ihn zu heiraten.»

Keine vergleichbaren Wünsche hatte offenbar der alte Goethe, wenn er Sätze schrieb wie diesen (aus den «Wahlverwandtschaften»): «Dass jener wunderlich tätige Mann, den wir bereits kennengelernt, dass Mittler, nachdem er von dem Unheil, das unter diesen Freunden ausgebrochen, Nachricht erhalten, obgleich kein Teil noch seine Hilfe angerufen, in diesem Falle seine Freundschaft, seine Geschicklichkeit zu beweisen, zu üben geneigt war, lässt sich denken.»

Kleists Satz, ungleich schneller und reicher an Senfkörnern - ist er nicht auch grossartiger unter allen erdenklichen Massstäben der Stilistik? Es ist einfach nicht wahr, dass die hohe Literatur sich das Aufregende und das Temporeiche verbieten müsste. Wer zu behäbigen Autoren kein Verhältnis gewinnen kann, braucht also weder um bedeutenden Lesestoff zu bangen noch ein schlechtes Gewissen zu haben.

Wir freuen uns doch, wenn eine Erzählung so anfängt: «Wir verliessen Perekop in der gemeinsten Stimmung - hungrig wie die Wölfe und wütend auf die ganze Welt» (Maxim Gorki). Oder so ein Roman: «Die dabeigewesen sind, die letzten, die ihn noch gesprochen haben, Bekannte durch Zufall, sagen, dass er an dem Abend nicht anders war als sonst» (Max Frisch). Das ist für Leser gedacht - anders als etwa die wunderlichen Riesenromane des James Joyce, über die H. G. Wells 1928 schrieb, sie zu schreiben müsse amüsanter gewesen sein, «als es deren Lektüre je sein wird».

Wolf Schneider

Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ | SWISS REVIEW

[Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ Buchverlag | Swiss Review of World Affairs]

✓ ref in opinions !

NZZ FOLIO
DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Sprachlese

****

Wie man drei Völker belästigt

NEIN: MILLIARDEN, wie ihre Gegner behaupten, wird die Rechtschreibreform nicht kosten, und dass sie dem Ansehen der deutschen Sprache schade und das Dänken ärmer macht, ist ebenfalls übertrieben. Dänken? Nun ja - wir sollen ja in Zukunft aufwändig schreiben, um anschaulich zu machen, dass es von Aufwand komme, wie überschwänglich von Überschwang - warum also nicht sätzen vom Satz und dänken vom Gedanken her? Weil alle vier Schreibweisen gleichermassen Unsinn sind, die beiden vorgeschriebenen und die beiden hinzuerfundenen: aufwenden heisst das Wort, aus dem sich aufwendig ebenso wie der Aufwand ableitet, überschwingen ist die Wurzel von überschwenglich wie von Überschwang, und der Satz kommt vom Setzen und nicht umgekehrt.

Dass die Reformer germanistisch auf der Höhe wären, lässt sich also nicht behaupten; auch nicht, wenn sie uns für die unveränderte Aussprache «Pakeet» die Schreibweise Packet verordnen wollen oder uns das Quäntchen aufnötigen, weil es ein kleines Quantum sei; es ist aber ein Diminutiv zu Quent, dem fünften Teil. Und solche Leute fühlen sich stark genug, 95 von 100 Millionen Menschen deutscher Muttersprache eine dreifache Belästigung zuzumuten! Allen nämlich ausser den Analphabeten und jenen Schulkindern, die gerade schreiben lernen.

Belästigung 1: Ganz überwiegend sind wir Leser, nicht Schreiber, und Leser haben sich noch nie gewünscht, dass die vertrauten Wortbilder sich ändern. Ein Bordo würde uns nicht schmecken, einen Reno würden wir nicht fahren und in Co keine Ferien machen wollen, und auch Nichtrauchern ist das Schriftbild Zigarette lieber als die Zigarrette, die in Zukunft qualmen soll.

Belästigung 2: Alle Benutzer von Wörterbüchern, Lexika, Katalogen und Registern werden sich tausendfach schwarz ärgern über die Umstellungen im Alphabet. Schon in einem typischen Taschenwörterbuch ist der Stengel fünf Seiten später aufgeführt als der Stängel, der uns in Zukunft daran erinnern soll, dass er eine kleine Stange ist - korrekt; aber warum dann nicht Ältern, da die Eltern sich doch eben davon herleiten? Die oft erteilte Erlaubnis zu Doppelschreibweisen macht alles noch schlimmer: Hat mein Lexikon sich für die Chaussee auf Seite 91 oder für die Schaussee auf Seite 420 entschieden?

Belästigung 3: Alle ausser den Kindern der ersten Schuljahre müssen beim Schreiben umlernen. Mindestens die ältere Hälfte der Deutschsprachigen wird dies nicht mehr wollen, also sich jahrzehntelang eine unkorrekte Orthographie nachsagen lassen müssen. Wer in einem Büro seit dreissig Jahren hauptberuflich Texte in die Schreibmaschine oder den Computer tippt und sich nun umstellen

soll, wird zappeln vor Ärger.

Damit man die Reform trotzdem ertragen könnte, müssten den drei Belästigungen mehrere bedeutende Vorzüge gegenüberstehen. Ist die deutsche Rechtschreibung besonders reformbedürftig? Überhaupt nicht - verglichen mit der englischen und der französischen. Soll man den Kindern nicht ein paar Vereinfachungen gönnen? Vielleicht. Nur dass die Reform in der Rechtschreibung überhaupt nichts vereinfacht; sie ersetzt die alten Eigenheiten durch neue Komplikationen.

Bei der Gross- und Kleinschreibung: Bisher schrieben wir Erste Hilfe und den kürzeren ziehen. Nun soll es «erste Hilfe» und «den Kürzeren ziehen» heissen. Wo ist die Vereinfachung? «Jenseits von gut und böse» soll neben «Gut und Böse unterscheiden» stehen - eine Haarspalterei so übel wie nur je eine im alten Duden.

Bei der Getrennt- und Zusammenschreibung wird tausendfach die Trennung des bisher Vereinten vorgeschrieben: sitzen bleiben, kennen lernen, eine allein stehende Frau. Ob sie alleinstehend ist oder allein am Bahnhof steht, wird nicht mehr unterschieden, und künftige Wörterbücher werden den Eintrag «alleinstehend» kaum noch enthalten können. Andrerseits sollen wir weiter bereitstellen und todtraurig schreiben, und diese Regeln wie auch die Ausnahmen von ihnen zu durchschauen ist höhere Wissenschaft.

Eine Erleichterung aber gibt es in der Tat: Die Zahl der Kommaregeln wird von 52 auf 9 reduziert, und überwiegend soll das Belieben regieren. «Er sah die Pistole in der Hand untätig zu» soll es heissen dürfen, und dass die zwei unterschlagenen Kommas eine vorzügliche Hilfe waren - nämlich uns hinderten, «Er sah die Pistole» zu lesen -, zählt nicht mehr. «Der Zug rammte den Elefanten, der auf den Schienen stand und entgleiste»: Wenn das Komma vor und beliebig wird, dann ist der Elefant entgleist und nicht der Zug. Auch hier also sollen, der Faulheit von Schreibern zuliebe, die Leser behelligt werden.

Und in Mannheim tagt längst eine Kommission, die die Unklarheiten der Reform beseitigen soll - 800 unterschiedliche Auslegungen der neuen Regeln in den beiden meistverkauften deutschen Wörterbüchern! Ein Pfusch das Ganze, eine Wichtigtuerei von unterbeschäftigten Germanisten, die uns einst die totale Kleinschreibung und den Mei aufzudrängen versuchten und, da sie dafür verspottet wurden, nun wenigstens ihre Fingerabdrücke auf der deutschen Sprache hinterlassen möchten.

Wer eigentlich hat sie gerufen? Warum hält die Ministerialbürokratie es für dringend, sich mit ihnen zu verbünden? Wie können wir, die 95 Millionen, die wir weder Siebenjährige noch Analphabeten sind, uns die Scherereien ersparen, die dieser Klüngel uns zu machen wünscht?

Wolf Schneider

[Aktuelles Heft | Nächstes Heft | Frühere Hefte | Feedback | Leserservice | Werbung | Über NZZ Folio | Suchen]

Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ | SWISS REVIEW

[Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ Buchverlag | Swiss Review of World Affairs]

NZZ FOLIO
DIE ZEITSCHRIFT DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG

Sprachlese

****

Die Tücken des Lesens

WAS WÄREN WIR ohne das Alphabet! Wie sollte es uns ohne es gelingen, im Lexikon zwischen Paprika und Papua den Papst aufzustöbern? Wie sollten wir uns ins Internet einklinken, wenn wir der Buchstabenfolge http://www.ids-mannheim.de/reform lesetechnisch nicht gewachsen wären? Nein, im Ernst: Selbstverständlich ist es zu bedauern, dass auf der Erde rund eine Milliarde Analphabeten leben, wie die Unesco feststellt; jeder vierte Erwachsene kann nicht lesen und schreiben, mehr als 140 Millionen Kinder gehen nicht zur Schule, selbst in Deutschland haben an die drei Millionen Menschen Mühe, auch nur Strassenschilder zu entziffern. So wird mit Recht jedes Jahr am 8. September der Weltalphabetisierungstag begangen.

Schon dieses Wort aber kann einen ins Grübeln bringen. Wie beschwerlich liest es sich mit seinen acht deutschen und griechischen Silben und der Buchstabenfolge sierung mittendrin, die man in der Lyrik aller Völker so wenig finden wird wie in ihren heiligen Schriften oder ihren Witzen - und welchen historischen Ballast schleppt es mit! Weil die Griechen vor 3000 Jahren die Zeichen Alpha und Beta an den Anfang ihrer Buchstabenreihe setzten, sollen wir also den Welttag der Anverwandlung dieser Reihe zwecks Herstellung allgemeiner Lesetauglichkeit begehen. Mit der Beherrschung der Schrift entwickelt sich offenbar auch unsere Fähigkeit, Wortgebilde zu ersinnen, die kein Erzähler an Lagerfeuern oder in Karawansereien je hätte benutzen dürfen, ohne dass die Zuhörer eingeschlafen oder schreiend davongelaufen wären.

Kein Wunder also, dass schon Platon auf die Nachteile des Schreibens hingewiesen hat. Im «Phaidros» lässt er seinen Sokrates - den Philosophen, der keine Zeile hinterliess - eine Attacke reiten gegen die Schrift: Sie lasse das Gedächtnis verkümmern, und jedes einmal hingeschriebene Wort treibe sich fortan unkontrollierbar in der Welt umher «und weiss gar nicht, zu wem es sprechen soll und zu wem nicht». Dies sind unstreitig zwei Nachteile, und es gibt noch mehr.

Natürlich wäre es weltfremd, nicht auf die Alphabetisierung möglichst aller Erwachsener auf Erden zu dringen: wer nicht lesen kann, steht der modernen Welt als hilfloses Opfer gegenüber, und der Zugang zu vielen der grossartigsten Produkte des Menschengeistes bleibt ihm verwehrt. Dennoch lohnt es sich, bei den vielen Nachteilen der Schriftkultur zu verweilen. Wer neben ihren Vorzügen auch ihre Fallgruben ausleuchtet, kann daraus sogar eine realistische

Entscheidung ableiten: wann eigentlich Kinder idealerweise in die Welt der Buchstaben eintauchen sollten und ob dies nicht, nach Sitte oder regierender Mode, oft unnötig und gefährlich früh geschieht.

Wird einem Kind ein Märchen erzählt, so kann es Zwischenfragen stellen, und ohnehin wird die Erzählerin seinen grossen Augen ansehen, ob sie mit den richtigen Worten den richtigen Ton getroffen hat. Das lesende Kind ist mit den Buchstaben allein. Es beginnt sich jenem Bombardement von Wörtern auszusetzen, die nun sein Leben lang auf es eindreschen werden - Wörtern, die weder jetzt noch hier noch ausdrücklich zu ihm gesprochen worden sind, schönen und albernen, hohlen und giftigen. In die Milliardenindustrie des Buch- und Pressemarkts wird das Kind als Endverbraucher unwiderruflich eingestöpselt.

Dies enthält ein paar unheimliche Elemente. Welche Qualität hat denn das Gedruckte, das lawinenartig auf uns alle niederstürzt? Wie verhält sich die Menge der Anregungen und nützlichen Informationen, der Fernblicke und Bereicherungen zu dem, was sonst so alles publiziert wird: Irrtum, Lüge, Wahnidee, Gewäsch und Kitsch? Was sollen wir von einem Menschen halten, der gerade genug gelernt hat, um ein demagogisches Pamphlet zu lesen, aber nicht genug, um sich zu kritischer Distanzierung gegenüber seinem Inhalt zu erheben?

Da sollten wir auch nicht zu schnell die Nase rümpfen darüber, dass die Wörter auf vielen Feldern von den Bildern verdrängt werden. Statt des Wortes «Notausgang» finden wir mehr und mehr das rennende Männchen, das von Flammen gejagt wird; durch Sportanlagen werden wir mit Piktogrammen geleitet, das Fernsehen ist bei vielen Menschen an die Stelle der Lektüre getreten, und der Weltruhm der Prinzessin Diana ist in erster Linie den Bildern zuzuschreiben, die der Paparazzi eingeschlossen.

Dass wir in Zukunft mit beiden werden leben müssen, den Texten und den Bildern, macht der Computer anschaulich. Einerseits zeigt er Karteikarten oder Papierkörbe als Symbole für «Einordnen» oder «Weg damit». Andrerseits ist seine Tastatur ein Tablett voller Buchstaben wie nur je eins, und sich in ihnen nicht auszukennen wird über kurz oder lang mehr Nachteile bringen als je zuvor in 3000 Jahren Schreibgeschichte. Wir werden also weiter lesen, Karl Marx, Karl May, Karl Lagerfeld, und nicht jedes Gedicht, das den Wald besingt, wird so schön sein wie der Baum, der gefällt werden musste, damit es gedruckt werden konnte. Wie sagt Helmut Thoma, der nie um einen zynischen Spruch verlegene Chef von RTL? Das Fernsehen werde noch sehr viel Schund produzieren müssen, bis es an die Menge Schrott heranreiche, die in Büchern begraben liegt.

Wolf Schneider

Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ | SWISS REVIEW

[Neue Zürcher Zeitung | NZZ FOLIO | Format NZZ | NZZ Buchverlag | Swiss Review of World Affairs]